

# DIE FACKEL

Nr. 281—82

4. JUNI 1909

XI. JAHR

## Die Schuldigkeit

Eine Lehrerswitwe in der Provinz, die gehört hat, daß einmal ein Artikel der 'Fackel' über die Pension der Offizierswitwen »viel zur Regulierung dieser Sache beitrug«, wendet sich im Namen der Genossinnen ihres Elends an mich. Sie klagt, daß das Land die Witwen von Männern, die ihm fast ein halbes Jahrhundert gedient haben, hungern und frieren lasse und belegt diese Klage mit Daten und Ziffern. Eine Frau V. in Frankenfels etwa muß im Alter von über 80 Jahren in einer Mühle arbeiten, weil ihre jährliche Pension nur 300 Kronen beträgt. Ihr Mann hatte 40 Dienstjahre. »Und wie schwer früher der Dienst war, das weiß ich von meinem Vater her; sein Anfangsgehalt betrug jährlich zwölf Gulden und die Kost, dabei mußte er als Mesner, Schreiber, ja sogar als Totenbeschauer fungieren. Ohne Organistendienst konnte der Lehrer damals kaum leben. Die Folge dieses schweren Berufes war ein Herzleiden. Als Schwerkranker schleppte Vater sich im November 1893 in die Schule, weil er die nächste Gehaltserhöhung erreichen wollte. Doch da diese erst 1895 ins Leben trat und Vater 94 starb, beträgt die Witwenpension trotz der 45 Dienstjahre nur 700 Kronen« ... Die gute Frau, die sich die Mühe genommen hat, mir in langem Brief, mit Worten und Zahlen diese Misere zu beschreiben, weiß nicht, daß sie sich an die unrichtige Adresse gewendet hat. Soziale Hilfe anzuregen, war nie die Pflicht der 'Fackel', wenngleich sie sie früher gelegentlich dort erfüllte, wo es ihr um den Beweis zu tun war, daß die Verpflichteten aus Feigheit oder Korruption sie verletzt hatten. Auch hier freilich bin ich bereit, den Hilferuf zu hören, um durch ihn den größeren Jammer zu entdecken. Denn das Schreiben der Frau schließt mit einer Pointe des Grauens, die alles Elend der Lehrerswitwen überbietet, über die Not einer sozialen Gruppe hinaus in die schmerzlichste Schmach der Zeit trifft. Ein Majestätsgesuch ist nicht befördert worden; so glauben sie, daß es noch eine Instanz gibt: die Presse. Und die Wortführerin fügt ihrer Schilderung das folgende Postskriptum hinzu: »Im Falle Sie, sehr geehrter Herr, die Güte hätten, unsere Notlage in der 'Fackel' zu beleuchten, worum wir Sie recht herzlich bitten, so wollen Sie nur unsere Schuldigkeit hierfür mitteilen«. Die Bittstellerinnen wissen von der 'Fackel' nicht mehr, als daß sie über jenes gedruckte Wort verfügt, von dem Hilfe zu erhoffen ist. Das aber wissen sie, daß die Hilfe, die das gedruckte Wort verspricht, bezahlt werden muß. Es ist jener gesunde Volksglaube, den die Aufklärung an die Stelle des Aberglaubens gesetzt hat. Presse ist etwas, wofür man zahlt. Und die Pension von fünfzehn Lehrerswitwen in und um Krems ist nicht so klein, als daß sie nicht noch so viel zusammenbrächten, um einen Publizisten für ihr Elend zu interessieren. Wird halt die Achtzigjährige täglich eine Stunde länger in der Mühle arbeiten! Die Vorstellung solcher Bereitschaft sollte uns alle, die wir an die soziale Sendung der Presse glauben, in den Schlaf verfolgen. Und diese Vision ist das einzige, was mein anti-sozialer Sinn der Lage der Lehrerswitwen abgewinnen kann. Ich höre den

Notschrei, aber ich kann ihn nur weitergeben. Mögen die Vertreter jener Publizistik, deren Interesse dem bürgerlichen Wohl gehört, nach der Mühle in Frankenfels eilen und schauen, wie sie zu ihrem Geld kommen. Und wenn es dort einen Mühlstein gibt — er möge aufstehen und sich seiner biblischen Schuldigkeit erinnern!

Karl Kraus



## Victor Adler

DAS LEBENSWERK EINES KONSERVATIVEN POLITIKERS

Von Robert Scheu

### I.

Als sich die Belagerung von Ladysmith im Burenkrieg so hingezogen hatte, daß sich beide kriegführenden Parteien zu langweilen anfangen, begab es sich, daß spekulative Buren mit den Belagerten in solide Geschäftsverbindung traten und ihnen Vieh offerierten. Ein rechtschaffener Kuhhandel. Wenn große Armeen einander träge und kampfunlustig gegenüberliegen, dann stellt sich die Geneigtheit zu einem Handel ein, der in der kriegerischen Situation eine geschäftliche Konjunktur errät und verwertet. Ein solcher Gottesfrieden herrscht jetzt in Österreich. Die großen Macher haben sich gegenseitig ihren Besitzstand garantiert und wenden ihre Schärfe nur mehr gegen etwa neu emporstrebende Gruppen, Persönlichkeiten und Ideen, welche in die solenne *Machtverteilung* nicht einbezogen sind, oder gegen jene enfants terribles ihrer eigenen Parteien, welche die Grundsätze noch immer so ernst nehmen, daß sie sich ihretwegen blutige Köpfe holen. Der unausgesprochene, aber fühlbare Kompromiß aller mit allen ist die Signatur des Tages. Ein erstarrtes Chaos.

Dabei ein Getriebe wie in einem Ameisenhaufen, wechselnde Kombinationen, Koalitionen, Verschiebungen der »Lage«. Alles Vordergrunderscheinungen eines faulen Friedens zwischen politischen und gesellschaftlichen Mächten, bei dem sich einige Bewegung höchstens aus dem Turnus der sich selbst garantierenden Mittelmäßigkeit ergibt.

Sollen wir die sichtbare Auflösung aller politischen Charaktere beklagen? Lassen wir der Korruption lieber ihren Lauf. Vielleicht entsteht in den führenden Köpfen mit der Zeit eine ähnliche Desorganisation, wie sie in den Dingen schon eingetreten ist. Vielleicht löst sich mit dem politischen Charakter auch der politische Geist auf ...

Es wäre gar nicht so betrübend. Die Geschichte hat mehr als einmal gezeigt, wie die Verflachung der Politik einem Aufsteigen der Kultur günstig werden kann. Gegenwärtig sind sie noch alle gegen die Kultur verbündet. Vielleicht wird später einmal das Chaos, das uns heute niederdrückt, wieder locker und fruchtbar!

Es ist das Schicksal der Völker, daß sie nur aus Ideen heraus arbeiten können, diese aber, wenn sie ihren Dienst getan haben, wie überflüssige Hilfs-

linien wieder auslöschen müssen. Die letzten Jahre haben in aller Stille eine welthistorische Überraschung gebracht: Die Medusenaugen der Revolution haben sich geschlossen und träumen unter bleichen Lidern — von der Vergangenheit ...

## II.

Einer, der ihr die Augen zgedrückt hat; ein repräsentativer Politiker der letzten fünfundsiebenzig Jahre ist Victor Adler. Er scheint nicht vom Acheron umwittert. Kein Feuerstrudel zieht ihm nach ... »Sein übermächtig Angesicht verhieß nur neue Welten« — sagt der Matrose von Columbus. Menschen, die bestimmt sind, eine neue Ordnung der Dinge einzuleiten, tragen eine fertige Welt im Kopf herum, von der sie eine so zwingende Vorstellung haben, daß sie sich zur bestehenden Umwelt in einem schmerzhaften Widerspruch fühlen. Ein solcher, der später die Landkarte änderte, schrieb in seinem fünfzehnten Lebensjahr: »Das Gefühl, daß die Welt, die ich im Busen trage, so ganz unendlich verschieden ist, von der, die ich um mich sehe, brennt mich so tief, daß ich den Tod ersehne.« Aber unserm Victor Adler glaubt man weder den Zukunftsstaat, noch auch nur den Glauben an den Zukunftsstaat. Aus seinen Zügen spricht durchdringende, sichere Klugheit, aber kein Abglanz unbekannter Dinge.

Er ist »frugi«, wie die Römer sagen. Nie berauscht, stets auf der gleichen Höhe seines hellen Verstandes. Wie ein Posten im Feld: *rundblickend*. Sieht sich nach allen Seiten um und versäumt es nie, sich von allen Nachbarn »klar zu scheiden.« Er beachtet die Nebenwirkungen jedes Schrittes, keine Gelegenheit reizt ihn so mächtig und plötzlich, daß er irgend etwas daneben leichtfertig in Kauf nimmt. Ehe er feuert, überlegt er noch den Gegenstoß. Die Lassalle'sche Devise: um einen Zweck zu erreichen, alles andere beiseite setzen, alle Rücksichten dem momentanen Ziel unterordnen, ist nicht die seinige; vielmehr: das eine tun und das andere nicht lassen. Das Wesen der Besonnenheit.

Er ist — der Irrenarzt. Er redet, er lächelt so. Man fühlt eine behutsam streichelnde Pfote, die den Narren oder das Raubtier gleichzeitig beobachtet und beschwichtigt. Seine Sanftmut lauert. So tut er mit dem Besucher, der in sein Zimmer tritt, mit Parteien und Ministern. Alle sind mindestens Halbnarren. Ehedem ein Lieblingsschüler Meynerts, beschrieb er die kranken Gehirne minutiös und seine klinischen Bilder waren klassisch. Psychiater sind in der Regel nicht Fanatiker. Sie arbeiten mit Ideen, aber nicht aus Ideen, pflegen Abstraktionen nicht zu unterliegen, sondern sich ihrer zu bedienen. Es ist prima vista unglaubwürdig, daß ein solcher Kopf einer Doktrin huldigt, geschweige denn der abstraktesten, die unter Deutschen ersonnen wurde. »Es sind die unbedenklichsten Praktiker, welche den Theorien am heißesten huldigen, weil sie deren Glanz nicht entbehren wollen.« (Nietzsche). Theorien und Ideen sind Hilfsmittel solcher Männer, aber nicht ihre Götter.

Seine Lieblingsworte: »Vernunft« und »Ernst«. Das ist nicht Mimikry, sondern er meint es wirklich. Seine Stärke ist das *Resümieren*. Man muß ihn bei schwierigen Debatten gesehen haben, etwa auf Parteitag, wenn offizielle Probleme der Taktik erörtert werden; wie er da, scheinbar teilnahmslos im Parterre sitzt und den Redestrom laufen läßt, bis er dann das Wort ergreift und in seiner mit dem Stottern ringenden Art, — welche dadurch zum rednerischen Effekt wird, daß nach jedesmaligem Stocken eine Pointe kommt, — den durchschlagenden Gedanken ausspricht. Er ist keine Advokatennatur, sondern ein Richter. Eine seltene Qualität. Auf Hundert, die einen Gesichtspunkt geist-

reich durchführen können, kommt Einer, der weiß, auf welchen es ankommt. Es ist die Grundlage seiner Führerschaft. Dabei richtet er es so ein, daß er überstimmt wird.

Paradoxe verachtet er so ziemlich. Seine Pointen sind Blitze der Selbstverständlichkeit. Ihn interessiert nicht die Ausnahme, sondern die Regel; Hauptsachen, Hauptzüge — Massen. Er besitzt das Geheimnis der Macht: sich zu den großen Zahlen hingezogen fühlen. Er hat die Tugend des Politikers, mit den gegebenen Größen zu wirtschaften; er kennt alle politischen Gewichte und hat die Bausteine in der Hand; aber sein Ehrgeiz geht nicht darüber hinaus, einen Pfeiler zu schaffen. Das ist erreichbar und für ein Leben genug.

Schneidet man aus solchem Holz die Umstürzler? Doch kaum. Revolutionäres Geblüt ist anders, Es gibt mathematische Phantasten und exakte Träumer, sollte es auch *skeptische Revolutionäre* geben?

Dagegen ist ihm unbedingt zu glauben seine Liebe zum Proletariat. Die ist echt. Er gehört zur Rasse der Altruisten. Die Gemütsunterlage ist eine elementare Schlichtheit, zu einer Ranküne gegen alles Differenzierte gesteigert. Er fing damit an, sich um die Stelle eines Gewerbeinspektors zu bewerben und wählte als erstes Pseudonym den Namen »Tischler«. Er gehört nicht zu jenen Sozialisten, welche aus dem Gefühl eines unerschlossenen Reichtums der Welt ihre Schwungkraft schöpfen, sondern zu jenen, die aus einem Instinkt der Vereinfachung zu kommunistischen Neigungen gelangen. Es handelt sich weniger um die Zugänglichmachung aller Kulturschätze, als um deren *Verdünnung*. Pathos des Unterkonsums. Beweis die gelegentlich reflektorisch bezeugte Abneigung gegen reichere und differenzierte Naturen. Ein psychologisches Grundmotiv, welchem die Nationalökonomie erst nachträglich *hinzu erfunden* wurde. Gerade die Genügsamkeit ist die psychologische Wurzel jenes Sozialismus, der die großen Kolonnen füllt, und nicht die »Begehrlichkeit.« Solchen Naturen scheint jede neue Note dem Grundsatz der Scho-lasten zu widersprechen : entia non sunt multiplicanda. Victor Adler erklärte einmal: wozu immer neue Anregungen? wir ersticken an der Arbeit.

Seine Undifferenziertheit hat eine besondere Note: er übertreibt sie durch eine Affektation, die er sich schuldig zu sein glaubt »Mein Gott, ich will ja nichts anderes, als einen Ziegelstein herbeischleppen zum großen Gebäude.« Zusammenhängend damit seine Ranküne gegen die Intellektuellen, welche das überflüssigste Ding in die Welt bringen wollen, das es gibt: den Geist. Es ist wie eine groß angelegte Rache in seinem Leben: Geist und Intellekt und Verfeinerung in den Dienst der Undifferenzierten zu stellen, als wollte er sagen: was bis heute in der Welt ersonnen wurde, ist gerade noch erlaubt, um es unserer Sache dienstbar zu machen. Aber damit genug. — Und was ist diese Sache? Es ist die Erlösung der Enterbten. Denen hat er sein Herz verschrieben, für sie lebt und stirbt er. Es ist das Einzige, was ihn rührt. Für die Armen gibt er seine Kraft, sein Vermögen, seinen Witz und wenn es sein muß, seine List. Aber ist es am Ende nicht nur Liebe zu den Armen, sondern Liebe zur Armut ... ?

### III.

Rapide Entwicklung der Großindustrie, Aufsteigen der Weltpolitik, An-schwellen der industriellen Arbeiterschaft, Niedersinken des Liberalismus, Er-starken des jungen deutschen Reichs, des Bodens einer großen Arbeiterpar-tei, eine lange Friedensperiode; in Österreich Schwächung der Zentralgewalt durch nationale Wirren — bezeichnen den Zeitpunkt, in welchem sich Adler der sozialdemokratischen Partei anschloß. Die letzten zwanzig Jahre vollen-

den die *Disgregation* der Klassen, die Einstellung auch der letzten Komponenten im Kampf um die Machtverteilung, bei der die industrielle Arbeiterschaft bis dahin schmachvoll verkürzt war. Die Sozialdemokratie erkennt als ihre Aufgabe die plastische Darstellung dieser Klasse im Gruppenbild des Staats.

Das Gelingen einer Aufgabe geht niemals über das Wollen hinaus. Mehr als die industrielle Arbeiterschaft zu einer Partei einigen und ihr politische Macht erobern, hat Victor Adler nicht gewollt und er hatte den Scharfblick, genau die Basis zu erraten, auf der ihm Erfolge gewiß waren. Der sozialdemokratische Überbau gab ihm die fertigen Formen und die Anlehnung an die Internationale. Innerlich war er seit je entschlossen, opportunistische Politik zu machen, wie es seiner Natur entsprach. Das revolutionäre Schema schätzte er inzwischen als Stachelzaun, um mit seiner Arbeit allein zu sein, was immer seine große Sorge war; seine volle Wucht wendet er im Beginn seiner Laufbahn nach links, ringt die Anarchisten nieder, rückt die wirklich revolutionären Köpfe an zweite oder dritte Stelle und beseitigt mit eiserner Hand die Intellektuellen, die ihm aus Instinkt und Überlegung verdächtig sind.

Und dann entwickelt er einen heroischen Fleiß, eine grenzenlose Hingebung, wie sie nur aus starker Überzeugung entspringt, schafft sich eine Armee von Unteroffizieren — die ihm immer das Wichtigste waren, — interveniert bei jedem größeren Streik, stellt seine gesellschaftlichen Beziehungen zur Verfügung, verhandelt mit Bezirkshauptleuten und Unternehmern, appelliert an Vernunft und Gemüt und begleitet den täglichen Kampf in seinem Blatt — damals die »Gleichheit« — mit schwerem Geschütz. Er schreckt vor Gefängnis und Verfolgung nicht zurück, geht bei Zusammenstößen den Säbeln der Polizisten entgegen, fährt in die Kohlenreviere und gliedert die Gewerkschaften so eng an die politische Partei, daß sie bald nur ihre andere Erscheinungsform sind. Er ist Agitator, Organisator, Journalist, wo es zweckdienlich ist, auch Charmeur. Vor großen taktischen Schlägen hat er aber immer eine instinktive Abneigung. Er fürchtet »zuviel zu siegen.« Er will keine Momenterfolge, die über das Gewicht der realen Stärke hinausragen und zieht es vor, von der Masse gedrängt zu werden.

Er besaß ein besonderes Talent, mit der Bürokratie zu verkehren. Diese, in Österreich infolge überaus komplizierter Verhältnisse ein diplomatisches Zuchtprodukt, ähnelt darin der russischer, daß sie bedeutenden Persönlichkeiten eine gewisse Ausnahmstellung konzidiert und sie nicht die volle Schwere ihrer Macht fühlen läßt.

Der Regierung konnte es übrigens nur erwünscht sein, daß die Intellektuellen mit solcher Präzision aus der Bewegung ausgeschaltet wurden. Denn sie mußten auf irgendeine Weise dann ihr zufallen. Damit brach die Sozialdemokratie bewußt mit der Lassalle'schen Tradition, welche den Bund der Intellektuellen mit der Arbeiterschaft verkündet und in flammenden Farben hingenzaubert hatte. Das war die magische Anziehungskraft des Sozialismus gewesen, der paradoxe und hinreißende Gedanke: die erlesensten Geister mit den Arbeitern in einem monumentalen Bunde zu verschmelzen, wie er noch in den Barrikadenkämpfen der Franzosen anschaulich zum Ausdruck kam. Um diese Lassalle'sche Tradition zu durchbrechen, wurde in Deutschland und Österreich geflissentlich betont, daß Marx der eigentliche Geist und Schöpfer der Sozialdemokratie sei, und das unpersönliche System in den Vordergrund gestellt. Will man den Beweis, so lese man die parteioffizielle Ausgabe der Werke Lassalles, bei der man im Zweifel ist, was man mehr bestaunen soll: die Kühnheit, mit der ein führender Kopf der deutschen Nation zensuriert und abgekanzelt wird — oder der Mangel an Pietät, die eine Partei einem Gründer und Heros entgegenbringt. Bei festlichen Anlässen durfte sich Lassalle als

Gipsfigur sehen lassen. Die Art wie Victor Adler mit Studenten, aber auch mit Gelehrten von Rang verkehrte, hatte etwas ganz Eigentümliches. Sie mochten sich immerhin in Arbeiterschulen, Volksbildungsstätten u. dgl. nützlich machen. Aber die wunderbare Kühle, mit der man sie im übrigen behandelte, bezeichnete symptomatisch eine bedeutungsvolle Phase: man hatte darauf verzichtet, die Ansprüche des Intellekts mit dem Sozialismus in Einklang zu bringen.

Geschaffen wurde eine streng disziplinierte sozialdemokratische Partei mit einer mächtigen parlamentarischen Fraktion, ein aufgeklärter Absolutismus Victor Adlers. Das allgemeine Wahlrecht war spät genug gekommen, so spät es Adler aus politischen und persönlichen Gründen wünschen mochte. Als es zum erstenmal zum Greifen nahe war, genügte ein Leitartikel der 'Neuen Freien Presse' um Victor Adler — entgegen dem einmütigen Aufschrei der ganzen Partei — zu einer blutleeren Reserve zu veranlassen, die ihn die Gunst der historischen Stunde versäumen ließ. Als es zum zweitenmal winkte, mußte ihm das Jawort zur Entfesselung des Wahlrechtskampfes blutig abgerungen werden. War er wieder der Skeptiker? Es fehlte nicht viel und er hätte ein zweites mal verspielt ...

#### IV.

Man hatte Zeit genug gehabt, inzwischen den Begriff der Revolution in Deutschland und Osterreich so abzuwandeln, daß er nunmehr genügend ungefährlich war. Zuerst wandte sich die neue Doktrin gegen den gewaltsamen Umsturz. Man dachte sich die Revolution nicht mehr als Straßenkampf, sondern als Diktatur des Proletariats auf Grund der erlangten überwältigenden politischen Macht. Aber immerhin noch als einen Umsturz. Je größer seither die politische Macht der Partei wurde, desto mehr trat in den Vordergrund die Lehre des »Hineinwachsens in den Staat«, die Durchwachsungstheorie. »Wir sind nicht so dumm, auf das Gebäude, das ihr aufgerichtet habt, zu verzichten! Wir kriechen hinein und bauen es Mauer für Mauer um.« Ganz unmerklich, unbewußt und heimlich hatte sich da etwas ereignet. Das Proletariat war inzwischen, irgendwann, bürgerlich geworden. Die gegenwärtige Zeitepoche, für welche der Sturz der Bürgertums verheißen war, ist wunderbarerweise just der vollkommenste Sieg des Bürgertums als geistiger Kategorie. Die Aristokratie ist verbürgerlicht, die Kunst ist verbürgerlicht, und nun ist es auch der Arbeiter! Die Tore der Partei wurden einer seltsamen Gesellschaft geöffnet, zum Teil eingefleischten Spießern, die es zehn Jahre früher nicht gewagt hätten, davon zu träumen.

Die bürgerliche Welt konnte beruhigt sein. Hatte doch — märchenhafter Weise — die Sozialdemokratie gerade das befestigt, was sie zu bekämpfen ausgezogen war. In erster Linie die allgemeine Lebensstimmung: ein Gefühl der Sicherheit, wie es das große Kapital noch nie besessen hatte. Die Revolution hatte sich irgendwie verflüchtigt, die kupferrote Wolke, die so lange am Horizont gestanden, in einen gemütlichen Landregen aufgelöst. Sie war experimentell widerlegt. Aus der unendlichen Zahl, dem wogenden Meer der Enterbten, war eine genau bekannte Größe geworden, mit einer Schar von Leuten an der Spitze, die verantwortlich und haftbar sind.

Befestigt war sogar das Reichsgefüge; man kokettierte mit der Doppelrolle. Der eine oder andere stellt sich zwar noch regelmäßig als »grauslicher Sozialdemokrat« vor, wenn er in bürgerlichen Kreisen spricht; aber wenn sich die Herren Hochverräter nennen, so ist das einfach — Hochstapelei. Befestigt war nicht minder die kapitalistische Presse; das Organ der Börse wurde zu-

gleich die Protektorin der »Freien Schule«, in deren Flachland man sich trifft. Einer Sozialdemokratie, welche sich in Form einer kleinen, mit der 'Neuen Freien Presse' eng liierten Gruppe ein Wahlkomitee geschaffen hatte, konnte das Finanzkapital gelassen ins Auge blicken.

## V.

Die Revolution ist vertagt. Und die Reform? Die Reform auf Grund der bestehenden Ordnung wird nun geduldet? Nur unter einer Bedingung: daß sie im Namen der Sozialdemokratie inauguriert wird. Solche Kulturbestrebungen, zu welchen die Sozialdemokratie eingestandenermaßen gar kein Verhältnis findet, werden mit Verlegenheitsphrasen bestammelt oder einfach verhöhnt. Hier versagt das Schema, das sonst so lückenlos schließt.

Wie kommt auf einmal solche Unaufrichtigkeit in die Partei? Die Ursachen dieser merkwürdigen und krankhaften Verfärbung liegen in der allgemeinen Situation der europäischen Kultur, wie sie sich inzwischen herausgebildet hat. Man ist, ungefähr zur selben Zeit, da die Sozialdemokratie ihrem Höhepunkt zueilte, zur Einsicht gekommen, daß die ganze politische Welle der vergangenen dreißig Jahre nichts anderes bedeutet, als die Konsequenz der letzten Ausläufer der kleinbürgerlichen Revolution von 1789. S. Lublinski in Weimar hat dies gelegentlich seiner groß angelegten Analyse der modernen Literatur in seinem Werke »Ausgang der Moderne<sup>1</sup>« als Ergebnis einer bedeutenden Gedankenarbeit überzeugend festgestellt. Sie gipfelt in dem Aperçu, daß die eigentliche Aufgabe unseres Zeitalters die Auslösung einer neuen Kultur ist, welche sich synthetisch aus allen eben vorhandenen und gegebenen Kulturelementen zusammenbauen wird. Der Aufmarsch des Proletariats ist hierzu zwar unerläßlich, aber nur eine der Vorbedingungen. Stets aber haben sich derartige, im Grunde nur rein technische Kämpfe mit der Ideologie einer Weltwende umkleidet. Nun trifft es sich, daß die Eingliederung des vierten Standes just in dem Augenblick fertig wird, wo aus national — und weltpolitischen Gründen die Notwendigkeit einer Kulturpolitik als die eigentlich schwierige und höchste synthetische Aufgabe der Staatsmänner zutage tritt. Die internationale Sozialdemokratie, festgelegt auf den Marxismus, — der doch nur eine besondere Form des Sozialismus ist —, kommt von da an in ein eigentümlich unaufrichtiges Verhältnis zur modernen Welt und in die Gefahr, die *eigentlich reaktionäre Macht der Gegenwart* zu werden ...

## VI.

Der Grund aber, der die Arbeiterbewegung und mit ihr den Sozialismus an den *Marxismus* bindet, ist kein logischer, im Begriff des Sozialismus gegebener — sondern ein *historischer*. Er hängt zusammen mit der weltgeschichtlichen Rolle des Judentums, welches ich im Sinne Heinrich Heines als ein Prinzip, ein Ferment ganz eigener Art — als Gegensatz zur hellenischen Weltanschauung anspreche. Die Frage ist der Erörterung wert, warum der Marxismus auf die Juden eine so mächtige Anziehungskraft übt.

Nun, die Juden haben infolge ihrer unterdrückten Stellung seit jeher ihr Heil davon erwartet, die sie beherrschenden Klassen durch ein logisch—abstraktes System zur Raison zu zwingen. Es liegt auch in ihrer Psyche, die Macht über die Welt von einer Zauberformel zu erwarten, welche ein tieferes Verhältnis zu den Dingen erspart; sei diese nun das Geld oder eine erlernbare Idee, wie sie beispielsweise der Marxismus bietet, der gewissermaßen geisti-

1 Dresden, Verlag von Carl Reissner 1909

[KK]

ges Geld ist. Indem man sich an einen festen Standpunkt bindet, schafft man sich Überlegenheitsgefühle und eine Quelle scheinbarer Kraft, welche den Mangel an Persönlichkeit ersetzt. Der Marxist — man wird das durch eine Art von Gnadenwahl — dünkt sich vielfach auch als geistige Persönlichkeit den übrigen Menschen überlegen, weil er in der Lage ist, sich rasch ein Urteil über jegliche Erscheinung zu schneidern.

Die Sozialdemokratie in ihrer marxistischen Gestaltung kommt dem Judentum gleichzeitig sozial und geistig am vollkommensten entgegen, indem sie die Formel garantiert, der Welt Erbe zu gewinnen. Sie gewährt ihren Adepten jenen Hochgenuß, um dessentwillen der Leitartikel auf der Welt ist: sie gibt fertige Urteile. Welch ein Glück für denjenigen, der die Welt am liebsten journalistisch betrachtet, durch ein einziges Gelübde in den Besitz dieser Fähigkeit zu gelangen! Nun gar ein System, welches nicht nur für alle Erscheinungen inklusive der Drehung der Gestirne ein fertiges Urteil, sondern auch ein moralisches Hochgefühl vermittelt. Die Juden finden eine geringere Schwierigkeit darin, eine theoretische Weltanschauung fertig zu übernehmen.

Das Judentum als weltgeschichtliches Prinzip besonderer Kategorie, dessen Eigentümlichkeit es ist, mit jeder Frage der Menschheit irgendwie in Konnex zu treten, besteht auf dem marxistischen Dogma, weil darin ein Mittel liegt, den Sozialismus für sich international zu monopolisieren. Dadurch wird eine natürliche urwüchsige Bewegung, wie es die Arbeitersache ist, der inneren Beweglichkeit beraubt und zu einer Kirche, deren Wesen darin besteht, eine Doktrin als Machtmittel auszuwerten und die Machtorganisation zum Selbstzweck zu erheben. Seit der Aufrichtung der sozialdemokratischen Kirche haben wir nur mehr die Wahl zwischen der Unfehlbarkeit des Papstes und derjenigen des Genossen Austerlitz; wobei jener den Vorzug einer längeren Gewöhnung hat.

Ob nicht eine Gewerkschaftsbewegung nach englischem Muster hingereicht hätte, einen Staatsmann zu all den Leistungen zu inspirieren, welche wir jetzt mit der Etablierung einer marxistisch—terroristischen Klerisei erkaufte haben? Ob nicht der katholische Klerikalismus seinerseits eine Folge der Sozialdemokratie ist? Dadurch, daß diese alles gute Gewissen herrisch an sich gerissen hat, werden große Massen des Volkes vielleicht dazu getrieben, bei der Kirche Anlehnung zu suchen. In England, wo die Arbeiterbewegung eine mehr technisch—politische Angelegenheit ist, gibt es keinen gefährlichen Klerikalismus, in Deutschland aber hat die Sozialdemokratie als polare Erscheinung die Macht des Zentrums ausgelöst und in Frankreich flüchtet sich alles, was mit der Sozialdemokratie nicht mittun will, in die Kirche.

## VII.

Die künftigen Staatsmänner, welche aus dem anarchischen Chaos, das sich über uns breitet, neue Fäden ziehen und sie zu neuen Geweben wirken werden, stehen vor der Aufgabe, für konkrete Staaten und Reiche auf Grund der besonderen Geschichte, der wirtschaftlichen, geographischen und ethnischen Bedingungen die Kulturpolitik vorzuschreiben und diese zur Rechtfertigung der Machtpolitik auszuwerten. Umgekehrt wird jenes Volk das mächtigste werden, welches die eigenen Volksgenossen durch eine freigebige und hochherzige Sozialpolitik stark und fruchtbar macht. Parteien mit universalistischen Tendenzen, welche sich nicht in Reichs— und Staatsgedanken konkretisiert haben, können von Rechts wegen gar nicht verlangen, in Fragen der Reichspolitik gehört zu werden. Dies ist der Grund, warum die Sozialdemokratie zur auswärtigen Politik kein naturwüchsiges Verhältnis hat. Ist sie doch



programmatisch verpflichtet, den Gesichtspunkten der Weltpartei alle Sonderinteressen des Staates unterzuordnen. In dem Briefwechsel der Sozialistenführer über auswärtige Politik, spielt der Gedanke eine bestimmende Rolle, ob diese oder jene Stellungnahme dem Interesse der Gesamtpartei dienlich sei.

Die Kultur marschiert auf getrennten Linien heran und ihre Zusammenfassung zu politischen Gebilden ist ein Problem, dem gegenüber die bisherigen ein Kinderspiel waren. Sie stellt hochgespannte Anforderungen an die synthetische produktive Kraft der Köpfe und verlangt komplexe Erfindung, gewachsen auf dem Grunde einer schöpferischen Staatsanschauung oder eines nationalen Willens.

Victor Adlers besonderer Zug ist, daß er zu der beschriebenen Rolle der Sozialdemokratie eine starke realpolitische Begabung mitbringt, welche er aber im Namen einer starren Doktrin auszuleben sucht. Daraus entwickelt sich eine gewisse Unaufrichtigkeit, der er auf die Dauer nicht entgehen kann. Immerhin muß man ihm das Zeugnis geben, daß er der hingebungsvolle Vertreter einer Idee und einer Klasse ist. Dazu reicht ein Politiker aus. Fehlt ihm nur eine Haupteslänge zum eigentlichen Staatsmann, dem Repräsentanten eines Volks.



## Mann und Weib

Von August Strindberg

(Aus der schwedischen HANDSCHRIFT übersetzt von EMIL SCHERING <sup>1</sup>.)

---

1 Diese neueste Arbeit Strindbergs wird hier als erster und einziger Druck veröffentlicht. Die Buchausgabe, der sie zugehört, wird erst 1910 erscheinen. Der Übersetzer hatte, wie er mir mitteilt, das Kapitel ursprünglich »einer großen Wiener Tageszeitung« zugehört, die ihn um einen Beitrag von Strindberg ersucht hatte. Die Redaktion hat es ihm mit der folgenden Begründung zurückgegeben: »*Es ist in dieser Arbeit zu deutlich ersichtlich, daß gewisse geistige Defekte, an denen Strindberg immer gelitten hat, sich noch in bedenklichem Maße verstärkt haben. Die Leser würden geradezu stutzig werden, daß man ihnen die Ergüsse einer kranken Psyche vorsetzt.*« »Sie sind also gewarnt!«, schließt der Übersetzer seinen Brief an mich, ich habe ihm mitgeteilt, daß ich an der Spitze der gedankenvollen Betrachtungen diesen Erguß einer gesunden Wiener Psyche verewigen werde. Ich war nicht neugierig zu erfahren, wie sie heiße. Sie trägt den Namen Wien und das genügt. Gewiß war es verfehlt, die Wortführer einer Geistigkeit, die eben noch für die Texte des Udelquartetts empfänglich ist, mit Strindberg in Versuchung zu bringen. Aber es ist ein wahres Glück, daß man den Ausdruck ihres Widerstrebens in so typischer Fassung der Kulturgeschichte überliefern kann. Diese Verzichtgebärde des Spießers, der gehofft hatte, Strindberg werde sich bereits in den Rahmen, sagen wir des 'Neuen Wiener Tagblatts' gefügt haben, erhöhe uns den Genuß an der bedeutsamen Arbeit! ... Daß sie in jedem Wort der Frauenbetrachtung widerspricht, aus der ich selbst den Mut gegen die Morallügen der Menschheit schöpfe, widerspricht nicht ihrer Berechtigung, in der 'Fackel' zu erscheinen. Dies unbeirrbar Staunen über das Weib, dessen Seelenverlorenheit dem göttlichen Plane trotz, schwebt scheinbar in überirdischer Höhe, wurzelt aber in den Tiefen eines erotischen Lebens, aus denen allein die Kraft solcher Absage gewonnen wird. So mit Genuß in der Hölle zu braten, ist viel, wenn man aus ihr schon den Himmel nicht machen kann. Über die Nichtmoral des Weibes kommt kein Mann weg, aber die Enttäuschungen eines Strindberg erwachsen zum hinreißendsten Bekenntnis, das die moderne Welt vernommen hat. Und wie sich davor ein Wiener Feuilletonredakteur an den Kopf greift, ist das sehenswerteste Schauspiel ihres Wurstelpraters. [KK]

## Seine eigene Statue

Neulich kam eine Ansichtskarte in meine Hände. Sie stellte einen monumentalen Brunnen vor, mit einer Frauengestalt aus Marmor in natürlicher Größe. Die Gestalt war mit einem modernen Kleid aus Wolle schön drapiert und hielt ein Buch in der Hand. Es war schön, die Linien waren rein, die Falten des Kleides fielen in Kaskaden auf den kleinen Stiefel hinab ...

Diese Dame habe ich schon gesehen, dachte ich. Ich las die Unterschrift des Bildes. Ja, sie war es, ich habe sie gekannt, sie griff einmal mit andern in mein Schicksal ein. Sie war nur sonst gleichgültig, auch weil sie die Frau eines anderen Mannes war.

Ich fragte nach, warum sie ein Denkmal in weißem Marmor erhalten habe. Man antwortete, sie sei eine Dichterin gewesen. Wie eigentümlich, daß ich das nicht gewußt habe! ... (Sie schrieb jedoch nur Feuilletons.)

Aber ich habe sie in Situationen gesehen, die sie nicht ehrten. Sie hatte nämlich meine Bücher gelesen, mußte sich eine seltsame Vorstellung von meiner Persönlichkeit gemacht haben, denn sie zog, um gesellig zu sein, eine häßliche Seite auf und entblößte in einem Augenblick eine nicht schöne Seele. Ich erinnere mich, daß ich verstummte und errötete. Da erschrak sie, daß sie sich demaskiert habe, und sagte etwas, das ich nicht verstand. Ich war in ihrem Hause; sie war unglücklich, weil sie als Verheiratete nicht wie eine Unverheiratete leben konnte. Sie zog sich Verdrießlichkeiten mit ihrem Mann zu, mit anderen Worten: er schlug sie.

Und jetzt nach dem Tode errichtet er ihr eine Marmorstatue auf einem öffentlichen Platze. Hat er die sich selber errichtet? konnte ich fragen. Ja, er hat sie sich selber errichtet, der Erinnerung an das Schöne, das er in ihre Seele legte, und das ich nie gesehen habe.

## Sein Ideal

Alles, Modell und Statue, war das Werk des Bildhauers. Als er dieses Weib zu lieben anfing, begann sein Schöpfungswerk. Aus ihrer ungeordneten Seelenmaterie machte er mit seinen schönen Gefühlen eine Gedankenform, die das Weib zuerst bewunderte und verehrte, und der es dann gleichen wollte. Aber sie vermochte nicht mitzukommen; zu Hause strengte sie sich wohl an, die Pose und die Gebärde für eine Weile einzunehmen, kam sie aber in Gesellschaft, so warf sie Maske und Kostüm ab, fiel aus der Rolle.

Aber der Mann arbeitete an seiner Gedankenform; litt, wenn er ihr keine Fassung geben konnte; verzweifelte, wenn sich das widerstrebende Material seinen schönen Absichten nicht unterwerfen wollte. Litt am meisten, wenn er sah, wie sie von anderen unfähigen Händen modelliert wurde. Die Gesellschaft, deren Essen, Kleider, Wagen sie in Feuilletons schilderte, hatte ihr Bild von diesem Kind der Welt. Der Bildhauer trug sein besonderes Bild, das er schließlich in Marmor sah. Ich war nur erstaunt, daß sein Marmor dem wirklichen Bild so genau glich. Doch merkte ich, daß er retuschiert hatte. Die Verhältnisse der Brust und des Rumpfes waren geändert, die Arme ausgefüllt, der Fuß war schön gemacht, obwohl er es in Wirklichkeit nicht war; das Oval des Gesichtes war fixiert, obwohl es etwas hexenartig war. Aber auch die Pose selber war vor allem sein Eigentum; über ein Buch in Nachsinnen versunken. Er hatte sie wohl in einem solchen Augenblick gesehen, da sie am meisten Seele und am wenigsten Erdgeist war und am besten seinem schönen Gedanken entsprach.

Die Gattin des Dichters ist ja etwas Apartes, aber auch von ähnlicher Art. Die Menschen machen weite Reisen, um die Muse des Dichters zu sehen. Besitzt sie Selbstbeherrschung, so gibt sie die Rolle, oft aber wird sie müde und man bekommt etwas ganz anderes zu sehen.

Im Allgemeinen bewundert sie ihren Dichter nicht, obwohl sie sich so stellt. Daß er sie verehren kann, versteht sie nicht, obwohl sie ihren Vorteil dabei findet. Und sie ist sehr geneigt, ihn für einen Schwindler zu halten, weil er sie verehrt. Sie möchte sagen, daß er sich selber in ihr verehrt, aber das tut er nicht.

— Warum möchtest du nicht so schön werden, wie ich dich machen will? fragte er sie.

— Wie bist du denn selber ?

— Ich? Du sollst besser als ich sein, damit ich zu dir hinaufsehen kann. Du sollst vollkommen sein, denn du bist ja mein ideal.

Ideal nannten wir in den sechziger Jahren das geliebte Weib. Wir wußten wohl, daß Dantes Beatrice sich mit einem andern verheiratete, daß Stagnelius' Amanda vielleicht nicht so liebenswürdig war, daß Malmströms Angelika kein Engel gewesen, aber wir empfanden, daß in des Mannes subjektiver Auffassung der Liebe eine schaffende Kraft liegt, die zuerst ein Idealweib erschafft und dann durch sie ein Kind. Das ist wohl das Göttliche bei dem sonst an die Erde gebundenen Mann, daß er schaffen kann, und im schlimmsten Fall aus dem Nichts!

Dabei kann man wohl stehen bleiben. Sonst ist die Sache unerklärlich!

### **Selbstbetrug**

Es stand ein junges schönes Mädchen vor dem Käfig der Bären. Sie war es gewohnt, daß alle ihrer Schönheit untertänig waren; darum dachte sie, Menschen und alle geschaffenen Wesen seien lauter Güte.

Sie wollte nun zeigen, wie unwiderstehlich sie auch den wilden Tieren gegenüber sei, und vor den Zuschauern steckte sie ihre kleine Hand durch das Gitter, wahrscheinlich, damit sie geküßt werde.

— Nehmen Sie sich in acht, er beißt! warnte ein Zuschauer.

— Ach nein, er ist so artig, antwortete die Unwiderstehliche.

Mit einem Ruck hatte der Bär die kleine Hand in seinem großen Rachen.

Eine Minute hat sechzig Herzschläge, jetzt aber wurden es einhundertzwanzig.

Der Bär hielt fest, während er ihr ins Auge sah; vielleicht sagte er etwas mit dem Blick oder fragte etwas; denn er ließ die Hand wieder los, als er in dem schönen Angesicht gesehen hatte, was er wollte.

### **Der Troubadour**

Wir hatten eben einen Troubadour, der das Weib und die Liebe besang, jedoch nicht Jungfrau und Mutter und Kind, sondern die Dame. Er trat immer als Don Juan auf, obwohl er beständig Fiasko machte. Seine große Liebe und sein großes Weib waren eine Strafvorstellung. Er hat sie selbst geschildert, ohne es zu wissen, als eine etwas betagte und korpulente, altkluge, praktische, wirtschaftliche Aufwärterin, die liederlich lebte, die Kunst, Jungfrau, Märtyrerin, verfolgte Unschuld zu spielen so gut verstand, daß der Troubadour an sie glaubte.

— Wenn ich einen Mann fände, der an mich glaubte! war ihr gewöhnlicher großer Stoßseufzer.

Der Troubadour kam und glaubte (das heißt, ließ sich anführen).

Nun begann er Gesichte zu sehen!

In der Nacht abwartend, bis der letzte Liebhaber abzog, wurde er aus Barmherzigkeit aufgenommen. Bettelte und weinte sich hinein, um in der Küche auf einer Bank zu schlafen.

Dann wurde sie seine Muse; er bekam den Wahn, sie gebe ihm seine Gedichte. Sie begriff seine Dichtungen nicht, fühlte sich aber von diesem Weihrauch angenehm berührt. Möglich ist, daß die Berührung mit dieser höheren Welt von Schönheit, die sie nur ahnte, ihr ein Korkkissen gab, auf dem sie sich schwimmend erhalten konnte.

Schließlich errang er sie sich; isolierte sie und verbarg sie. Da aber kam die Not und die Krankheit, und nach den schrecklichsten Qualen wurde er gezwungen, von ihr zu leben.

Als es sich wieder aufklärte, schrieb er, um sich emporzurichten und die Schuld zu bezahlen, ein herrliche dramatisches Gedicht über sie.

Sie saß in einer fremden Stadt und erwartete den Triumph, der wirklich nicht ausblieb. Als das Publikum ihm huldigte, stand er auf, wie inspiriert, lehnte die Huldigung für seine Person ab und brachte ein Hoch auf das große Weib aus, das ihm dieses Gedicht geschenkt habe.

Am nächsten Morgen empfing der Triumphator von einem Freund ein Telegramm des Inhalts, das große Weib sei geflüchtet, um sich mit einem reichen Fleischer zu verheiraten, »der sie ernähren könne«.

Perikles' Aspasia heiratete nach seinem Tod den Viehhändler Lysikles. Warum nicht! Daß aber Sokrates auch zu ihren Bewunderern gehört hat, setzt mich in Erstaunen; und daß noch in der Geschichte zu lesen ist, Perikles habe seine großen politischen Reden von ihr bekommen, ist sicher nicht wahr.

Zuerst fiel der Troubadour zusammen. Aber er schalt weder noch klagte, sondern fuhr fort, das Lob der Frau zu singen. Bekam eine neue Aspasia, zwei, drei. Sie betrogen ihn, er ahnte es oder er wußte es, aber er fuhr fort, das Lob der Frau zu singen, wie eine gut aufgezogene Spieldose, die erst stehen bleibt, wenn sie abgelaufen ist.

Eines Tages war das Spielwerk abgelaufen: er starb. Der Tod war nicht schön, aber das Begräbnis war glänzend, und er selber hatte es im Voraus arrangiert.

Er war kein boshafter Mann, kein schlechter, sondern recht gefühlvoll und nicht selbstsüchtig; aber wie kam er in dieses Elend?

Ich will antworten in meinem Namen und in seinem: Wir waren gottlos, und darum sanken wir in die Erbärmlichkeit unseres eigenen Wesens hinein. Wir liebten Schönheit und Reinheit, alles aber verwandelte sich in Dreck, als wir uns von den ewigen Urbildern zu den vergänglichen Abbildern wandten und Baal (und Astarte) verehrten, statt Gott im Himmel.

### **Die Frucht der Täuschung**

Als wir entdeckten, die große Liebe sei eine Täuschung, schlossen wir daraus, alles andere, das weniger wert ist, sei eine noch größere Täuschung. So gaben wir die Hoffnung auf, daß wir das finden würden, was wir suchten. Wurden für einige Zeit untätig und gleichgültig: was hat es für einen Zweck, sich anzustrengen, wenn man wieder getäuscht wird?

Aber die Sache hat auch eine andere Seite. Wie fühlt sich das Weib, das der Gegenstand für die gewaltige Liebe eines Mannes wird, der sie, wie sie

weiß, nicht entspricht? Lächelt sie über seine Halluzinationen, hält sie ihn für dumm, untergeordnet, weil er sich so leicht anführen ließ?

Das böse Weib lacht heimlich, davon bin ich überzeugt. Sie verachtet ihn in Wirklichkeit, übernimmt jedoch die Rolle und spielt sie bis zum Schluß, das heißt bis zur Trauung. Dann läßt sie die Maske fallen, und er sieht, daß er in die Hölle gekommen ist, statt ins Paradies.

Das gute Weib, glaube ich, schämt sich vor sich selber, wenn es so verehrt wird, legt vielleicht Fehler ab; empfängt durch Influenz gute Impulse und kann in ihren besseren Augenblicken ausrufen: »Ich bin nicht die, für die du mich hältst; du überschätzt mich!«

Das glaube ich bloß; denn es von einem Weib wissen, ist unmöglich, weil sie nichts von sich selber weiß: das Selbstbewußtsein fehlt ihr.

Vielleicht soll das Schöne und Gute, das das Weib beim Manne weckt, in ihren Schoß niedergelegt werden, um in einem Kind wiedergeboren zu werden, dessen Seele dann ein Ebenbild des Göttlichen wird, das im Mann vorhanden war!

Das ist ja der Weg zur Veredlung des Menschengeschlechts, die der Zweck der Liebe ist! Dann wird ja die Täuschung Nebensache, da der Zweck erreicht wird!

## Hexen

Swedenborg glaubt an Hexen, da er sie gesehen habe, und das tue ich auch, denn ich habe einige gekannt.

Unter Hexe ist ein Weib zu verstehen, das durch einen starken Willensakt ihre körperliche Seele aussenden kann. Sie kann diese nachts zu schlafenden Jünglingen senden und ihnen die Illusion einer Umarmung geben. Das war der Succubus oder Incubus des Mittelalters, der in Goethes »Faust« vorkommt, und den der Autor der »Magie des Mittelalters« (Rydberg) nicht begreifen konnte, weil er im Fleisch lebte.

Ich habe vor vielen Jahren im Ausland eine Hexe gekannt, ohne zu verstehen, wen ich vor mir hatte. Sie konnte mein Gesicht so verdrehen, daß ich sah, was nicht vorhanden war; sie konnte mich besuchen, wann sie wollte; wenn sie böse auf mich war, konnte sie mir Selbstmordmanie einflößen; sie besaß die Kraft, mir alle möglichen Gefühle beizubringen; sie wünschte sich so stark Geschenke und Geld, daß ich von innen die Eingebung bekam, ihre unausgesprochenen Wünsche zu erfüllen.

Ich ging also mit der »Hexe« die Straße hinunter, und aus der Entfernung sahen wir, wie eine Frauensperson vergebens auf ein Zweirad zu kommen suchte.

— Nein, du kommst nicht eher hinauf, als ich es will, murmelte meine Hexe.

Die Dame mühte sich eine ganze Weile ab, aufs Rad zu kommen.

— Hinauf mit dir! sagte die Hexe und wandte den Kopf ab. Im selben Augenblick war die Dame im Sattel.

Sie hatte also das böse Auge, war »jettatrice«, brachte einem Unglück, war natürlich grausam und sinnlich; denn das gehört dazu!

Sie war sehr häßlich, konnte einen aber so blenden, daß sie schön aussah, jedoch nicht für alle und nicht immer. Obwohl sie 43 Jahre alt ward, konnte sie gelegentlich die Illusion erwecken, daß sie 17 sei.

Nun will ich gestehen, daß die meisten Frauen diese letzte Fähigkeit besitzen. Man nennt es ihren »Charme« oder Reiz, und der kann einem Mann buchstäblich den Verstand rauben.

Viele Mädchen, welche diese gefährliche Gabe entdeckt haben, mißbrauchen sie aus Unverstand. Aber viele handeln wie auf Befehl, unter Zwang und sind geschützt in ihrem schrecklichen Beruf: gottlose Männer zu strafen.

Darum ist der Gottlose wehrlos gegen die Furie; und das hat einfältige Männer veranlaßt, von »Frauenmacht« zu sprechen und zu schreiben. Sie hat nur Macht über die Gottlosen.

Während der Hexenprozesse kamen oft Fälle vor, daß Frauen sich selber angaben und verlangten, verbrannt zu werden. Diese hatten wahrscheinlich aus Neugier oder Unverstand gehandelt. Als sie das böse Wesen hervorgerufen hatten und es im Körper spürten, fühlten sie, der Scheiterhaufen sei die einzige Befreiung.

Noch vor sieben Jahren las ich in einer Zeitung von Hexen in Lima, die verlangten, verbrannt zu werden.

Also, junge Frauen, pflegt eure Macht, die Gott euch gegeben hat, aber für das Gute! Mißbraucht ihr sie aus Herrschsucht, Bosheit oder Wollust, so habt ihr den Wahnsinn oder den Tod zu erwarten!

### **Gleichstellung**

D(e Gleichstellung, die gesetzliche, zwischen Mann und Weib, kann niemals durchgeführt werden. Und wenn man sie durchführte, würde das Weib nur verlieren, denn der Mann müßte dann sich so roh zu machen suchen, wie die Sache es verlangte.

Dieses Gefühl für sein Weib, das die Natur beim Mann niedergelegt hat, ist in allen Gesellschaftsklassen so ausgeprägt zu finden, daß ein Paria, der sich verheiratet, seine Frau mehr respektiert, als sich selber.

Man sagt: In den unteren Klassen schlägt der Mann seine Frau immer, in den oberen Klassen zuweilen. Darauf habe ich so oft geantwortet: Ehe ein Mann Hand an das Weib legt, das er liebt, muß sie sich selber mehrere Male so tief erniedrigt haben, daß die letzte Erniedrigung nur eine bloße Form war, die von selber kam.

Aber der Mann, der durch nicht überlegten heiligen Zorn zum Schlagen gezwungen wurde, wird nachher von einem solchen Entsetzen ergriffen, von einem solchen Lebensüberdruß, daß er sich töten will.

Es ist also eine Gewähr vorhanden, daß die Frau besser behandelt wird, als sie verdient. Und in der Häuslichkeit nach einer Szene, wenn der Mann harte Worte gesagt hat, die aber wohl verdient waren, ist er es, der am meisten leidet. So leidet, daß er um Verzeihung bittet, »weil er Unrecht gehabt habe«.

### **Verkehrt**

Sie verlobte sich mit einem unbedeutenden Mann, um einen andern zu ärgern. Aber sofort nach der Verlobung bereut sie ihren Schritt und schreibt an den ersten und beklagt sich:

Der Bräutigam ist eine kleine, boshafte Seele und hat sie schon geschlagen; er ist eben von einer unheilbaren Krankheit aufgestanden; er ist schwermütig und wird ihr keine Lebensfreude gewähren; er hat kein Einkommen, weil sein Gehalt für Schulden daraufgeht; er ist ihr bereits als Bräutigam untreu; sie liebt ihn nicht, nimmt ihn aber, weil sie nicht allein leben kann.

Als der verlassene Mann darauf antwortet, ihr beistimmt und das unsympathische Bild vervollständigt, da, eins, zwei, drei, wendet sich das Papier und gegen das Licht wird alles umgekehrt gelesen.

Der Bräutigam ist jetzt eine große Seele und er ist gut gegen sie; er hat diese Krankheit niemals gehabt; er wird jetzt ihrer Jugend Freude schenken; er ist ihr nicht untreu gewesen; sie liebt ihn, ohne zu wissen warum.

Die Theosophen sagen: wenn man die Dinge von der Astralebene anschaut, so zeigen sie sich verkehrt. Darum sind Träume oft umgekehrt zu deuten, durch Antiphrase; und in Swedenborg ist eine Andeutung zu finden über diese pervertierte Art, die Dinge zu sehen. Nur in einem gewissen Gemütszustand, wenn die Bosheit einem das Gesicht verkehrt, tritt sie auf.

Man spricht von Widerspruchsgeist, weiß aber nicht, was es ist. Ein dämonischer Zustand, welcher der physischen Influenz gleicht, bei der Gegenpol den Pol anzieht, Norden Süden hervorruft, plus minus verlangt. Um aber Influenz empfangen zu können, muß man ein unselbständiges Wesen sein, indifferent, und es ist möglich, daß dieses Geschöpf ohne Selbst bloß Influenz empfängt und schwarz zu weiß, gut zu böse, Wahrheit zu Lüge umpolarisiert. Der gute Mann wird böse, der Kranke gesund, Trauer wird Freude, klein wird groß.

\* \* \*

## Aphorismen <sup>1</sup>

Von *Karl Kraus*

Leute, die über den Wissensdurst getrunken haben, sind eine gesellschaftliche Plage.

\*

Der Nationalismus ist ein Sprudel, in dem jeder andere Gedanke versinkt.

\*

Wenn einer sich wie ein Vieh benommen hat, sagt er: Man ist doch auch nur ein Mensch! Wenn er aber wie ein Vieh behandelt wird, sagt er: Man ist doch auch ein Mensch!

\*

Keinen Gedanken haben und ihn ausdrücken können — das macht den Journalisten.

\*

Wenn die ersten Enttäuschungen kommen, genießt man den Lebensüberdruß in vollen Zügen, man ist ein Springinsfeld des Todes und leicht bereit, dem Augenblick alle Erwartung zu opfern. Später erst reift man zu einer Gourmandise des Selbstmords und erkennt, daß es immer noch besser ist, den Tod vor sich als das Leben hinter sich zu haben.



---

<sup>1</sup> Aus dem 'Simplicissimus'.

## Meine Bücher

Der erste Band von »*Kultur und Presse*« wird im Herbst erscheinen. Als Motto werde ich wahrscheinlich die folgenden Worte wählen:

»Freilich gibt es Tagesschriftsteller *und* Tagesschriftsteller: der Moment kann ihm einen Wert verleihen, aber auch er dem Momente, und ist das Letztere der Fall, so mag er seine Blätter zu einem Buche zusammenlegen, wie ja das Jahr auch nur aus aneinandergereihten Tagen besteht. Geist und Charakter des Schreibers, eine durchwaltende Kunst— oder Lebensanschauung, die eigentümlich ausgeprägte Form der Darstellung binden dann das Einzelne zu einem Ganzen zusammen.«

(*'Neue Freie Presse'*, 30. Mai 1909,  
Wiederabdruck eines Artikels vom 18. Mai  
1886: *'Ludwig Börne'* von Ludwig Speidel.)

\*

Über »*Sprüche und Widersprüche*« haben sich in den letzten Wochen geäußert: Die *'Pariser Zeitung'* (das einzige deutsche Blatt in Frankreich) in ihrer Nummer vom 8. Mai des VIII. Jahrgangs durch vollständigen Nachdruck des Karl Bleibtreuschen Essays aus der *'Münchener Allgemeinen Zeitung'*, die Berliner Revue *'Das Blaubuch'* (13. Mai) in einem Artikel »*Der Aphorismus*«, der viel Anerkennung bringt, ohne dem Wesen des Buches nahezu kommen, und — zum ersten male eine österreichische Zeitschrift — die *'Wiener Mitteilungen literarischen Inhalts'*, die im Verlag R. Lechner (Wilh. Müller) erscheinen. Ein mir persönlich unbekannter Autor hat dort in der Nummer vom 1. Juni des XXI. Jahrgangs den folgenden Aufsatz veröffentlicht:

»*Sprüche und Widersprüche*«.

Welche Erlösung fühlt der Geist, der willig war, vom Leben zu empfangen, jedoch angekränkelt von der Moral der Gesellschaft, zu schwach ist zu gebären, wenn er plötzlich seiner reifen Erkenntnisse entbunden, die Kinder seines traumhaften Fühlens als Geschöpfe voll Leben und Schönheit vor sich sieht. Die Fähigkeit, dem beladenen, nach Befreiung ringenden Geist diese Lust der Erlösung zu bieten, verrät mir den Künstler. Eine jede Erkenntnis, die nur der Künstler zuträgt, muß, soll sie mich im Innersten packen, schon von Anbeginn mein Eigen gewesen sein. Er hat nur das Ziel, sie in mir zu wecken und sie mir in einer Form zu zeigen, die mir, habe ich sie erkannt und empfunden, als die einzig mögliche, als die vollendete erscheinen muß. Das fühlt der Künstler, darum strebt er auch nicht so sehr, der Menschheit Neues zu sagen, wie danach, jenen, die zu empfinden und zu erkennen vermögen, den Genuß der Form, die Schönheit des Ausdrucks zu bieten. Die Erkenntnis bleibt ihm immer nur Mittel und gilt ihm nur als wertvoll, so sie sich seiner Begierde nach künstlerischem Gestalten fügt. Dieses aber gewährt ihm jene Lust, die er als Zeugender den willigen und würdigen Empfangenden mitfühlen läßt.

Zu diesen Betrachtungen hat mich das neueste Buch von Karl Kraus angeregt, das vor kurzem im Verlag von Albert Langen in München erschienen ist. Eine stattliche Anzahl von Aphorismen, die Karl Kraus im Laufe der letzten Jahre seinen Lesern beschert hat, sind hier in einen Band vereinigt. Man weiß von dem Autor im



allgemeinen leider nur, daß er ein gewandter Fechter und sarkastischer Glossenschreiber ist, läßt ihn wohl auch als eigenartigen Stilvirtuosen gelten, seine Künstlerschaft jedoch würdigt man noch immer nicht gehörig. Daß ihm der Kampf Lebenselement, die Sprache eine Gottheit ist, der er alles opfert, um von ihr die gnädige Gewährung des Genusses ihrer Schönheit zu erlangen, das glaubt man ihm nicht, weil man ihn — zu wenig kennt. Das große Publikum kennt den Karl Kraus der letzten Jahre nicht, es hat nicht Schritt gehalten mit seiner Entwicklung, es konnte dem rasend Vorwärtsdrängenden nicht folgen, verspürte wohl auch wenig Lust dazu, als er »heimlich in eine Betrachtungsweise abgeglitten ist, die als das einzige Ereignis gelten läßt: wie er's erzählt«.

Sein vor wenigen Monaten erschienenes Werk »Sittlichkeit und Kriminalität« wurde vom Publikum nicht gelesen, von der Kritik hierzulande nicht genannt. Das mag hingehen. Ließ sich doch seitens der zünftigen Kritik manches dem Publikum plausible Argument ins Treffen führen, das es entschuldbar erscheinen lasse, dieses Buch zu übergehen. Aber das neue Buch, das an keinen »Fall« anknüpft, das Stoffliche dem Künstlerischen gänzlich unterordnet, soll und darf nicht totgeschwiegen werden.

Karl Kraus, eine echte Künstlernatur, schätzt seine Kunst und sich als deren Träger hoch. Sein kritischer Geist leistet ihm nur Zuträgerdienste. Er will kein System dozieren, schwankt er doch selbst tändelnd zwischen Meinung und Gegenmeinung und stellt entschlossen der These eine Antithese gegenüber. Was tut's, wenn er es nur anmutig zu machen weiß. Man dringe auf den Kern, so erweist sich dieses blendende Spiel mit witzigen Worten, Sarkasmen und Paradoxen als eigenartige Kunst. Banale Lokalismen, derbe Ausdrücke zieht er mitunter zu einer verblüffenden Wirkung heran. In allem verrät Karl Kraus feinsten Geschmack. Man beachte nur beispielsweise die Gruppierung der Aphorismen in dem vorliegenden Buche: »Weib, Phantasie«, »Moral, Christentum«, »Mensch und Nebenmensch«, »Dummheit, Demokratie, Intellektualismus«, »Der Künstler«, »Über Schreiben und Lesen«, »Länder und Leute« »Stimmungen, Worte«, »Sprüche und Widersprüche«. Jedes Kapitel für sich dem Leitgedanken angepaßt und das Ganze zu einer höheren Einheit gefügt. »Qual des Lebens — Lust des Denkens«: diese Erkenntnis hat Kraus dem Buche als Motto gegeben. Man spürt's fast aus jeder Zeile, wie er aus der Qual Lust zu schöpfen weiß, wie er unter unsäglichen Schmerzen empfängt, um sich schadlos zu halten an der Wonne, die ihm das Schaffen bietet. »Ein guter Stilist soll bei der Arbeit die Lust eines Narzissus empfinden«, sagt er irgendwo. Er schafft bewußt seinetwegen und wirkt so unbewußt und daher mit elementarer Gewalt auf den Empfangenden. Seine Stellung zu den Dingen schwankt und muß schwanken, da er sich ihnen unmittelbar gegenüberstellt, keinen von irgendeiner Rücksicht diktierten Standpunkt einnimmt. Dennoch gelangt er zu einer Philosophie, die gleich seiner Kunst sein Ureigenstes darstellt und in seinem Wesen begründet ist.

Zu dieser Philosophie bekehren zu wollen, wäre ein eitles Beginnen. Es ist nicht jedermanns Sache, dem Vorurteil eines Geistreichen gegenüber dem traditionellen Urteil der Gesellschaft den

Vorzug zu geben, dem bald auf einsamen verschlungenen Pfaden wandelnden Sucher, dem bald auf steinigem Ufern dahinrasenden haßerfüllten Kämpfer unbedingt Gefolgschaft zu leisten. Nicht das Ziel seines Kampfes, die Form seiner Kunst will ich hervorheben. Wer die deutsche Sprache liebt und sich laben will an der Kunst ihrer Meisterung, der versäume nicht, die »Sprüche und Widersprüche« immer wieder durchzublättern.

*Emil Robert.*

\*

Von mehreren Lesern wird mir ein Zeitungsausschnitt zugesendet, auf dem die folgenden Worte zu lesen sind:

»Geistige Bedeutung, wo immer sie sich zeige, ist eine Macht, die unfehlbar die Menschen bezwingt, und sie öffentlich nicht anerkennen wollen, wenn man sie in seinem Innern auch noch so deutlich empfindet, ist eine Heuchelei, die den Charakter zerstört und den Verkehr der Geister untereinander zur Lüge macht. Es ist die wahre Sünde wider den heiligen Geist.«

(,Neue Freie Presse', 30. Mai 1909.,  
Wiederabdruck eines Artikels vom 18. Mai  
1886: 'Ludwig Börne' von Ludwig Spedel.)

\* \* \*

## Literatur und Presse

Eine Geschichte in Briefen

Wien, 29. April 1909.

Sehr geehrter Herr Baron!

Ihr uns freundlichst für die Jubiläumsnummer zur Verfügung gestelltes Gedicht »Anakreontisches Liedel« wurde von sehr vielen deutschen Zeitungen nachgedruckt. Von den Nachdrucken, die zu unserer Kenntnis gelangt sind, war einer in der 'Frankfurter Zeitung' am 11. April enthalten, und aus dieser ging das Gedicht wahrscheinlich in die 'Nordwestdeutsche Morgenzeitung' (Oldenburg) vom 15. April, in die 'Hamburger Nachrichten' vom 18. April, in den 'Hannoverschen Courier' vom 13. April, in das 'Altonaer Tageblatt' vom 14. April etc. über.

Wir glauben uns erinnern zu können, daß Sie, geehrter Herr Baron, einem »Lyrischen Kartell« angehören, in welchem Falle ihnen Ersatzansprüche zustehen.

Wir zeichnen mit vorzüglicher Hochachtung

der Verlag der 'Fackel'.

Berlin, 3. Mai 1909.

Hochgeehrter Herr Baron!

Unter Wiederbeifügung der Anlage teilen wir Ihnen ergebenst mit, daß leider ein Einschreiten gegen den stattgehabten Nachdruck unmöglich ist, da belletristische Arbeiten aus österreichischen Blättern, sofern das Nachdrucksverbot fehlt, nachdrucksfrei sind.

Mit vorzüglicher Hochachtung

die Geschäftsstelle des Allgemeinen Schriftstellervereines.

Alt—Rahlstedt bei Hamburg, 5. Mai 1909.

Besten Dank, lieber Herr Kraus, für ihre freundliche Aufmerksamkeit. Aber leider, siehe gütigst oben, ist dies das Ergebnis.

Ihr Liliencron.

Wien, 7. Mai 1909.

Hochgeehrter Herr Baron!

Mit dem besten Dank für ihr freundliches Schreiben teilen wir Ihnen mit, daß auf dem Umschlag der 'Fackel' das Nachdrucksverbot ausdrücklich bekanntgegeben ist. Auch erscheint unsere Zeitschrift seit Nummer 20 in einer eigens für Deutschland gedruckten Ausgabe. Vielleicht wollen Sie das dem Verein mitteilen.

In vorzüglicher Hochachtung

der Verlag der 'Fackel'.

P. S. Wir erlauben uns gleichzeitig, eine Nummer der deutschen Ausgabe unter Kreuzband zu übersenden.

Alt—Rahlstedt bei Hamburg, 15. Mai 1909.

Lieber Herr Karl Kraus!

Eben schickt nur Herr Krüger—Westend den mitfolgenden Brief, aus dem ich nicht recht klug werde. Vielleicht schicken Sie mir ihre Antwort so, daß ich sie ihm übermitteln kann.

Mit alter Verehrung

Ihr Liliencron.

Altona—Ottensen, 14. Mai 1909.

Hochgeehrter Herr Baron!

Von der Wiener Wochenschrift 'Die Fackel' ist seinerzeit ihr »Anakreontisches Liedel« an die Presse verschickt worden. Wie so viele Zeitungen, haben auch wir ihr Gedicht nachgedruckt, das von dem Wiener Verlag zu Propagandazwecken verwendet worden ist. Jetzt meldet sich bei uns das Kartell lyrischer Autoren des Allgemeinen Schriftstellervereines mit einer Honorarforderung für Nachdruck. Wir haben ihm geschrieben, daß wir die Angelegenheit mit ihnen, sehr geehrter Herr Baron, wie schon früher einmal bei einem Nachdruck in Kurt Küchlers 'Schleswig—Holsteinischer Rundschau', selbst erledigen werden. Wir bitten Sie nun, uns freundlichst mitzuteilen, ob der Wiener Verlag berechtigt war, Ihr Gedicht der Presse mit einem Hinweis auf seine Zeitschrift zur Verfügung zu stellen, und ob Sie unter diesen Umständen eine Honorarforderung aufrecht erhalten. Wie sträuben uns natürlich nicht, ihnen auf ihr Verlangen 25 Pf. für die Druckzeile (= M 6.—) zu übersenden, würden uns aber vorbehalten, in diesem Falle aus prinzipiellen Gründen den Wiener Verlag, den eigentlichen Urheber der ganzen Affäre, dafür zivilrechtlich verantwortlich zu machen.

In vorzüglicher Hochachtung grüßt Sie ihr ganz ergebenster

Herman Krüger—Westend,  
Feuilleton—Redaktion des Altonaer Tageblattes.

Wien, 20. Mai 1909.

Hochgeehrter Herr Baron!

Die Feuilleton—Redaktion des 'Altonaer Tageblatts' irrt nicht, sondern lügt. Von der 'Fackel' ist Ihr Gedicht an die Presse nicht verschickt und nicht zu Propagandazwecken verwendet worden. Nie hat der »Wiener Verlag« ihr Gedicht der Presse mit einem Hinweis auf seine Zeitschrift oder in irgend einer andern Form zur Verfügung gestellt. Er war ebensowenig »der Urheber der ganzen Affäre« und ist ebensowenig zivilrechtlich dafür verantwortlich zu machen, wie ein Bestohler, der zum Diebstahl verleitet hat und zum Schadenersatz an den Dieb verhalten werden kann. Wenn er schon freilich nicht selbst zu Schaden gelangt ist und ihm doch eine Rolle in dieser Affäre zukommen soll, so ist es die des Anzeigers. Eine gewisse Gelegenheit war ja dem Unternehmen günstig. Daß aber der Verlag der 'Fackel' diesem Vorschub geleistet oder gar die 'Altonaer Zeitung' verleitet habe, davon kann keine Rede sein. Die Sache verhält sich anders. Es ist wahr, daß die 'Fackel' seit zehn Jahren an einige größere deutsche Tagesblätter gesendet wird, die den »Inhalt« abdrucken oder von dem Erscheinen des Heftes im »Zeitschrifteneinlauf« Notiz nehmen. Zu diesen größeren Tagesblättern, deren manche überdies auf die 'Fackel' abonniert sind, gehört die 'Frankfurter Zeitung'. Die nun hat ihr Gedicht aus der 'Fackel' übernommen und den Nachdruck mit den Worten eingeleitet »Die von Karl Kraus herausgegebene Wiener Wochenschrift 'Die Fackel', die mit ihrer neuesten(Doppel—)Nummer ihr zehnjähriges Bestehen feiert, bringt folgendes 'Anakreontisches Liedel' von Detlev von Liliencron.« Mit dieser Einleitung ging hierauf das Gedicht in die gesamte deutsche Presse Deutschlands und des Auslands über. Ein paar Dutzend Ausschnitte, die uns von verschiedenen Büros zugesendet wurden, berechtigen zu der Schätzung, daß ihr Gedicht von mehreren hundert Blättern — zwischen Berlin, Hamburg, Köln, München, Magdeburg, Chemnitz, Dortmund, Linz, Graz, Riga und Bukarest — nachgedruckt worden ist. Darauf wollten wir Sie, hochverehrter Herr Baron, aufmerksam machen, aus »prinzipiellen Gründen«, und weil wir Ihnen die Einnahme, die Ihnen aus einer energischen Kontrolle erflossen wäre, gern gegönnt hätten. Wir selbst sind ja leider nicht in der Lage, die Zahl der Gänserufe festzustellen, die sich in Deutschland erheben, wenn eine große Zeitung den Ton angegeben hat. Dieses automatische Verfahren, dem literarische Werke heute den Ruhm verdanken, und das von dem Signal eines einzigen Blattes abhängt, wäre erträglich, wenn es die Provinzpresse nicht größenwahnsinnig machte und wenn man es nicht erleben müßte, daß Feuilletonredakteure, die selbst den Nachdruck aus zweiter Hand und das Original nie zu Gesicht bekommen haben, sich nachträglich als Entdecker und Förderer aufspielen. Daß aber bei diesem geistigen Schneeballsystem, welches nicht immer der Verbreitung einer guten Sache dient, auch die Einkünfte des Autors proportional anwachsen, dafür sollte der Verein sorgen, der die Rechte der Schriftsteller zu wahren hat, und er sollte, auf die Gefahr hin, künftige Nachdrucke zu erschweren, bei einer so ergiebigen Gelegenheit wie dieser aus den verstecktesten Provinzen des Geistes die Honorare eintreiben. Wenn der Allgemeine Schrift-

stellerverein einfach an sämtliche reichsdeutschen Tagesblätter — die deutsche Presse Rumäniens und Österreichs wird schwerer zu fassen sein — eine Aufforderung sendet, das Nachdruckshonorar zu bezahlen, so kann er sicher sein, daß nicht ein einziges den Tatbestand leugnen und die Zahlung verweigern wird, und es wäre ein schönes Beispiel, wie Deutschland in einer lyrisch gelaunten Stunde einen Dichter für die stumpfe Teilnahmslosigkeit eines ganzen Jahres entschädigen kann. Selbst Herr Krüger in Altona ist so nobel, den Nachdruck zu bezahlen. Freilich hofft er, daß Sie, hochverehrter Herr Baron, wegen der Lappalie die Verständigung mit dem Wiener Verlag unterlassen werden, der ja »der eigentliche Urheber der ganzen Affäre« ist. Da Sie diese Verständigung aus Gründen, die mindestens ebenso prinzipiell sind, wie die des Herrn Krüger in Altona, nicht gescheut haben, so gelangen Sie zur überraschenden Kenntnis der Tatsache, daß der Wiener Verlag nie ein Exemplar der 'Fackel' an die ‚Altonaer Zeitung‘ geschickt hat und daß diese die 'Fackel' ausschließlich aus dem Nachdruck in der 'Frankfurter Zeitung' oder einem näherliegenden Hamburger Blatte kennt. Herr Krüger nennt auch in seinem Brief die 'Fackel' eine »Wiener Wochenschrift«, aber er wüßte gewiß noch richtiger anzugeben, daß sie mit jener Nummer »ihr zehnjähriges Bestehen gefeiert« hat. All dies weiß er nur vom Hörensagen und die 'Fackel' selbst hat ihm weder zur Feier, noch irgend einmal in den zehn Jahren ihren Inhalt dargeboten. Sonst könnte er sie zwar zivilrechtlich verantwortlich machen, aber er würde auch wissen, daß sie sich hauptsächlich mit den miserablen Verhältnissen beschäftigt, in denen die literarische Kunst lebt, seitdem sie in die Fänge des journalistischen Betriebs geraten ist.

Mit dem Ausdruck der vollkommensten Hochachtung  
der Verlag 'Die Fackel'.

\* \* \*

## Eine gelungene Satire

Das Geschöpf einer tollen Laune war er und ein richtiges Kind des Zufalls.

Drei junge Menschen saßen beim Weine, einer von ihnen sprach den Namen aus und es war, als ob jemand sich unter sie gedrängt hätte. Einer mit anmaßender Art, den man nicht mehr wegschaffen konnte, der das Gespräch in seinem Banne hielt. Zugreifend und rücksichtslos war Peter Pitarski vom ersten Moment an.

Erich Evra, der Dichter, hat ihn erfunden. Er ist ganz stolz auf seinen Einfall, die helle Lust sprüht aus den jungen Augen. Nur seine Kleidung spricht von Armseligkeit, aber der wohlwollende Betrachter wird nicht unterlassen, darin etwas Gesuchtes zu erkennen. Und er verkündete mit dem Pathos des schweren Weines:

»Peter Pitarski, ich rufe ihn aus dem Nichts, mein Werk sei er! — Ich denke mir ihn als eine Art Kriegsmaschine im Konkurrenzkampf moderner Literatur; ein Mauerbrecher mit stählerner Brust und Panzergliedern, in dessen Innern, geschützt und unsichtbar, der Lenker steht. Peter Pitarski sei der Name, unter welchem ich einen literarischen Beutezug antreten werde.

Ist die Talentlosigkeit ein Gnadengeschenk? Muß Unfähigkeit angebornen sein? Lassen sich diese wunderbaren erfolgversprechenden Mängel des Geistes nicht imitieren? Ich glaube es zu können! Und so werde Peter Pitarski. Frei ist er von allem, was mich fesselt; ihn kränkt kein Spott, kein künstlerischer Anstand hält ihn gebunden, keinen Namen hat er zu verlieren. Ich schaffe ihn, ich nenne ihn, ich mache ihn zum Literaten und gebe der Maschine die Richtung auf den Erfolg.

Peter Pitarski möge an Geld und Ruhm erwerben, was der lesende Mob dem Erich Evra schuldig blieb. Er sei so plump wie ich fein, so laut wie ich diskret bin; er spreche aus, was ich erraten ließ, schreie, was ich ausgesprochen. Er habe Meinungen statt der Ideen, Überzeugungen statt der Urteile, Pinselstriche statt Linien, Darstellungsgabe statt Stils; er sei das miserabelste, erfolgreichste Individuum, das eine Feder führen kann. Eine ins Leben geschriebene Satire, eine gelebte Satire soll er sein.«

Trank Heinz Hanner, der Maler, den Rest im Glase, verwandelte sich in eine Fee, trat, an Pitarskis Wiege und brachte ihm sein Geschenk.

»Ich gebe ihm die Gabe der Symbolik. Was immer er schreibt, es sei so leer, daß man es siebenfach deuten kann.«

Nahm Leon Bender, der Sänger, bereitwillig die Rolle der zweiten Fee.

»Ich gebe ihm die Unempfindlichkeit gegen die eigenen falschen Töne.«

Zufrieden sah Erich Evra ins Leere auf sein Geschöpf. Und sie tranken bis zum Morgen auf das Wohl des kommenden Mannes.

-----  
Er kam wie eine Überschwemmung.

Erst fielen einzelne große Tropfen als Feuilletons in Zeitungen, dann prasselte ein Hagel von Essays nieder in den Revuen, und dann brach die Flut von Romanen und Erzählungen herein. Da war es erreicht. Keine Feinheit unterlief mehr der Feder, die diese Werke schrieb. Die Kunst war mühsam genug überwunden.

Erich Evra, der drei Tage für die kleinste eigene Arbeit gebraucht hatte, diktierte von nun an Peter Pitarskis Werke zwei Stenographen, die einander ablösten. Und er diktierte mit einer stundenplanmäßigen Geschwindigkeit von fünfzig Seiten im Tage. Das hielt er ordnungshalber ein.

Nach einem halben Jahre stand man einem Naturereignis gegenüber.

Da war keine psychologische Tiefe, in die Peter Pitarski nicht gekrochen wäre, keine Höhe reiner Kunst, in die er mit dem Eispickel seiner Dialektik nicht Stufen für jedermann geschlagen hätte. Erschreckend war sein Verbrauch an Problemen.

Aus Erich Evras Feder erschien auch eine Biographie des neuen Mannes; geradlinig und klobig, wie dessen Schriften. Jedermann mundgerecht, kam sie auch in jedermanns Mund, die Lebensgeschichte Peter Pitarskis.

Die Kritik beschimpfte ihn anfangs mit soviel Ernst, daß später ihr ebenso ernstes Lob nicht weiter überraschte. Er hatte den längsten Atem und die nicht zu übertreffende Schamlosigkeit für sich. Das war seine besondere Rolle in der Literatur.

»Er wächst«, schrieb Evra damals an die Freunde. Und sie gratulierten pflichteifrig.

-----  
Täglich und stündlich wuchs er.

Man sprach von ihm, stritt um ihn, man fühlte sich verpflichtet, Stellung zu nehmen.

Einer war im Gedränge um Peter Pitarski unsichtbar geworden. Erich Evra, der Autor der Komödie, war für die Öffentlichkeit verstummt. Fast hät-

ten selbst die Mitwisser den Menschen vergessen neben dem papierenen Ungetüm, das er ins Leben gerufen hatte. Schweigsam war er jetzt geworden und er mied jeden Umgang, wie Pitarski immer lauter brüllte und an jeden herankam. Evra paßte nicht mehr in den Kreis der Freunde, das fühlte man auf beiden Seiten.

Als er wieder den Weg zu ihnen fand, war der andere groß geworden und aus Erich Evras Wesen war das Knabenhafte geschwunden. Die Kleidung war von schreiender Eleganz und nur mit Mühe hätte der wohlwollende Betrachter etwas Gesuchtes darin gefunden.

Die Freunde waren unverändert. Er hörte Glückwünsche zu Peter Pitarskis Siegeslauf.

Er lachte dazu. Dann fragte er plötzlich sehr ernst: »Glaubt ihr, daß ihn jemand noch aufhalten könnte? Glaubt ihr, daß ich es heute noch könnte?«

Sie verstanden nicht einmal recht. Aufhalten?! Sein eigenes Werk, seinen Triumph?! Die Kriegsmaschine, die ihm Beute machte?

Da verzerrten sich seine Züge und er sprach zum erstenmale wieder ohne Rückhalt wie einst, sprach gedämpft und leidenschaftlich und wie einer, der eine Schuld auf sich lädt. »Mein Triumph? Er ist hundertmal stärker als ich! Er triumphierte über mich, seitdem ich ihn geschaffen habe! Er hat den Namen, den Erfolg, den Glanz für sich, ich bin sein Sklave, gerade gut genug, ihm die Feder zu führen! Von seinem Gelde lebe ich, für seine armseligen Gedanken arbeite ich, seine Pläne führe ich aus! Ich habe es noch niemals ausgesprochen, wie ich ihn hasse, aber hier mag es geschehen, denn ich glaube (und er lächelte unsicher), daß er diesen Raum fürchtet, der ihn vor seiner Herrlichkeit gesehen hat.«

Er fand in ihren Gesichtern Staunen und Mitleid und wehrte lachend ab. »Das nicht! Wahnsinnig bin ich nicht. Ich kenne das Einmaleins, ich weiß, daß 'Er' nicht ist, in Wirklichkeit nicht existiert. Ich erzähle mir es oft genug. Ich weiß alles gegen ihn, was nur der nüchternste Kopf davon wissen kann. Aber was für ihn ist, weiß ich besser als ihr! Ist er denn nicht so wirklich, als ich es selber bin; ist er nicht die Wirklichkeit von allem, was gemein und schamlos, was geldgierig und ohne Skrupel in mir ist? Ich habe es gewagt, dieses mein zweites Selbst, das ich kaum kannte, das mit einem Firnis von Kultur bedeckt war, hervorzuzerren, ins Leben hinaus zu stellen. Ich habe ihm dann gedient und es mit allem genährt, was ich an Kraft und Können besaß. Wer heute der stärkere ist von uns beiden, das weiß ich nicht!«

Sie rieten ihm, wohlmeinend und unsicher. Er möge den Zwiespalt beenden, die Verwandlung vollkommen machen, Peter Pitarski sein und niemand sonst.

»Mich opfern? Kennt ihr ihn denn! Er würde mich verschlingen, wie er alles verschlungen hat, was ich in seiner Nähe ließ. Meine Gedanken, meine Erlebnisse, was immer ich hochhielt, hat er an sich gerissen, in seinem Schmutz ertränkt. 'Täglich, stündlich hat er an mir gezehrt. Begreift ihr denn nicht, daß er mein Feind ist, der Schlimmste, den ich mir erwerben konnte! Tag und Nacht an ihn gefesselt bin ich, in jeder Furche meines Gehirnes nistet er. Es ist das Ungeheuer Erfolg selbst, mit seinen Riesenkräften, das mich in seinen Klauen hält! Das ist er!«

Sie nannten ihn exaltiert. Sie scherzten über seine Furcht. Er fügte leise noch hinzu: »Oft zweifle ich, wer von uns beiden der Künstler ist, er oder ich.«

Sie scherzten daraufhin nicht mehr. Denn damit war ihr Geschäftsinteresse berührt worden.

»Sie, Herr Professor, sind der Verfasser des Werkes 'Peter Pitarski oder die Wiederherstellung der deutschen Kunst'?«

»?«

»Mein Name ist Erich Evra.«

»?«

»Da Sie meinen Namen nicht kennen, möchte ich Sie erinnern, daß ich eine Biographie Peter Pitarskis geschrieben habe.«

»Ich entsinne mich — es sind seitdem soviel ausführlichere Arbeiten erschienen.«

»Ich komme, ihnen die echte Geschichte Peter Pitarskis zu erzählen ... So entstand er.«

»Ihre Mitteilungen sind recht interessant. Mein Urteil über die Leistungen einer literarischen Persönlichkeit kann aber durch Details aus Ihrem Privatleben nicht beeinflußt werden. Wie merkwürdig auch die Umstände waren, die ihrer eminenten Begabung zum Durchbruch verhelfen, die Sache wird dadurch nicht tangiert. Sie sind in der Tat ein glänzendes Beispiel dafür, daß ein Genie sich auf den seltsamsten Wegen Bahn zu brechen vermag.«

» — Es ist nur eine Beruhigung, daß ihr Urteil so fest steht. Ich bitte Sie noch, meine Mitteilungen geheim zu halten.«

»Ich wollte ihnen eben dasselbe raten.«

-----

Notiz der Presse: Von dem rühmlichst bekannten Schriftsteller Peter Pitarski geht uns folgende Erklärung zu. »Es sind in letzter Zeit Gerüchte aufgetaucht, daß einige vor längerer Zeit erschienenen, mit 'Erich Evra' gezeichnete Arbeiten aus meiner — ich wage zu vermuten: nicht unbeliebten — Feder stammen. Ich lehne jede Beziehung zu diesen literarisch minderwertigen Anfängerarbeiten ab. Ich wähle den Weg einer Öffentlichkeit, die mir oft Beweise ihres Wohlwollens gegeben hat, um diese Versuche, meinen Namen zu mißbrauchen, energisch zurückzuweisen. Wenn es mir auch nicht gelingen sollte, die mit offenkundig gewinnsüchtiger Absicht ausgestreuten Gerüchte in gewissen Kreisen zum Schweigen zu bringen, so hoffe ich doch, das große Publikum, das nur stets allein maßgebend war und ist, vor der Irreführung zu bewahren.« (Ein junger, wenig bedeutender Literat namens Erich Evra hat tatsächlich existiert, ist aber seit Jahren verschollen. Anm, d. Red.)

*Otto Soyka*



## **Glossen**

Ein schweres Herz hat sich erleichtert. Herr Benedikt, von dem uns ein Biograph zu seinem sechzigsten Geburtstag verraten hat, daß er in Quatschitz geboren ist — wenns den Ort nicht gäbe, so müßte er erfunden werden —, der also etwa von Homer oder Harden der zinsfüßige Quatschitzer genannt worden wäre, er, der Monomachos der 'Neuen Freien Presse' gegen die Bekenner einer fremden Ethik, hat sich über den Staat beschwert. Unter dem Vorwand, die künftige Junggesellensteuer zu tadeln, übte er Kritik an der Art, wie »schon jetzt« die Einkommensteuer bemessen werde. Er schlug auf den fiskalischen Esel, meinte aber offenbar den eigenen Sack. Irgendetwas muß sich



begeben haben, was dem Respekt des Staates vor der 'Neuen Freien Presse' zuwiderläuft. Die Junggesellensteuer, hören wir, werde »der peinlichste Eingriff sein, den der Fiskus noch jemals in die Privatverhältnisse der Steuerträger gewagt hat« — ein peinlicher muß in einem Herrn Benedikt nah angehenden Falle gewagt worden sein. Ja, hören wir: »Schon jetzt ist die Einkommensteuer vielfach eine Marter, weil sie den Verpflichteten zwingt, *die letzten Geheimnisse seines wirtschaftlichen Lebens* den Beamten und den in der Kommission sitzenden Nachbarn mitzuteilen ... Er muß dort Rechenschaft ablegen, wo er *lieber schweigen möchte*; nicht wegen einiger Kronen der Steuer, sondern *vielleicht wegen seiner Ehre und vielleicht wegen seiner Schande*«. Was mag denn da nur vorgefallen sein? Sollte sich die Steuerbehörde zum ersten mal auf den Standpunkt gestellt haben, daß die wahrheitsgetreueste Angabe des Einkommens aus dem Verkauf eines Tagesblattes oder aus dem Aktienbesitz einer Journalgesellschaft noch immer nicht völlige Klarheit über das Einkommen des Herausgebers schaffen muß, — zumal wenn er den volkswirtschaftlichen Teil redigiert? Hat sie endlich die Einsicht gewonnen, daß die »Verbreitung« eines Blattes keinen Maßstab für die Bemessung irgendeiner Steuer bilden könne? Hat sie herausgebracht, daß die kleinen Ritter vom Geiste, die kaum hundert Exemplare als Belege für die Finanzinstitute drucken, in Wien J. Gräflich, J. Fürstlich, J. Herzoglich leben? Und daß die großen bei jedem Exemplar, das sie verkaufen, draufzahlen? Sollte die Steuerbehörde endlich wissen, daß der Makulaturwert einer Sonntagsnummer größer ist als der Verkaufspreis und daß außer den Inserenten nicht die Käufer des Blattes es sind, sondern die Käufer seines Inhalts, die das Unternehmen reich machen? Sollte die Steuerbehörde, die ein Strafgeld auf die Herausgabe einer unabhängigen Zeitschrift setzt, endlich den Mut gehabt haben, die Erwerbsquellen der großen Tagespresse springen zu lassen und statt der Ballerinen einmal die Chefredakteure zu fragen, ob sie ihren glänzenden Haushalt von der Gage bestreiten? ... Irgendein Steuertölpel, der den Kampf der 'Fackel' mißverstanden hatte, kam einst auf die sublime Idee, mich als Auskunftsperson über das Einkommen eines Angestellten der 'Neuen Freien Presse' befragen zu wollen. Ich verwies ihm die Keckheit und wies der Behörde die Dummheit nach, die sie begeht, wenn sie glaubt, daß die Sklaven den Gewinn aus den großen Plantagen nach Hause tragen. Sollte endlich der rechte Weg betreten worden sein, den ich in öffentlicher Aussage empfohlen habe? Der kleine Steuerbeamte, der einen großen Herausgeber zu persönlichen Aufklärungen eingeladen haben mag, wirds ja nicht weit bringen; er wird als Märtyrer der neunten Rangklasse seine Laufbahn beenden. Und es ist einleuchtend, daß selbst einem Finanzminister, der diese Richtung gutheißt, kein langes Leben beschieden sein könnte. Immerhin wäre es ein Beispiel, und der Versuch, dem Herausgeber der 'Neuen Freien Presse', »die letzten Geheimnisse seines wirtschaftlichen Lebens« zu entlocken, aller Anerkennung wert. Daß der Staat in die privateste Sphäre seiner Bürger eingreift, ist eine Plage, wenn er sie nach den unehelichen Kindern, aber eine Pflicht, wenn er sie nach den Pauschalien fragt. Man hüte sich, dies zu verwechseln! Es ist ja gewiß peinlich, daß auch ein Zeitungsmann »dort Rechenschaft ablegen muß, wo er lieber schweigen möchte«, umsomehr, als das Schweigen jene Fälle deckt, in denen er schon einmal geschwiegen hat. Aber es ist ein Unterschied zwischen der Diskretion des erotischen Lebens und der Diskretion des volkswirtschaftlichen Teils. Diese und jene haben gemeinsam, daß man sie nicht »wegen einiger Kronen der Steuer« übt, sondern aus anderen Gründen. Aber die Gründe sind eben verschieden. Dort schweigt man »wegen seiner Ehre«, hier »wegen seiner Schande«.

In den Kreisen der Musiker wird, soweit sie überhaupt die Fähigkeit der Auffassung einer humoristischen Tatsache haben — denn keine Lebensweise erzieht so sehr zum »tierischen Ernst« wie das Musikhandwerk —, wird also ein Malheur besprochen, das einem bekannten musikhistorischen Forscher widerfahren ist. Der bekannte musikhistorische Forscher füllt nämlich diesen Beruf erst seit kurzer Zeit aus. Zuerst war er Musikreporter und schrieb den Satz, Herr X. sei »ein den Blütenstaub bereits abgestreifter Tenor«, dann hörte er es gern, wenn man ihn Musikschriftsteller nannte, und hierauf packte ihn der Ehrgeiz, Forschungen über »Richard Wagners Wohnhäuser in Wien« anzustellen. Er habe »manches wissenswerte Neue zum Kapitel des wiederholten Aufenthaltes Wagners in Wien beigebracht«: so hieß es alsbald in der befreundeten Presse, und der Ruf des Forschers schien gesichert. Er verdankte ihm dem liebenswürdigen Entgegenkommen eines Polizeirates, der die Gelegenheit, in alten Meldzetteln herumzustöbern, um so lieber ergriff, als sie ihm die Möglichkeit eröffnete, seinen eigenen Namen in die Musikgeschichte eingetragen zu sehen. Wochenlang arbeiten beide, der Forscher und der Beamte im Polizeiarchiv, aber schließlich müssen sie die Unvollkommenheit alles Menschenwerkes erkennen, denn es stellt sich heraus, daß es »nahezu unmöglich ist, die im Keller der Polizei übereinander geworfenen Aktenbestände wieder ans Tageslicht zu befördern«. Die bloße Öffnung eines einzigen Aktenbündels ist mit den »größten Mühen« verbunden. Über und über bestaubt, erhitzt, gebrochen verläßt der Forscher das Amt und muß zugeben, daß er eines für das Verständnis Wagners unentbehrlichen Meldzettels nicht habhaft werden konnte: man wird nie erfahren, wo Wagner im Jahre 1848 in Wien gewohnt hat. Kein Zweifel, daß er mehrere Wochen da war. Hanslick erzählt, er habe einen Abend mit ihm »in einem bescheidenen Gasthausgärtchen an der Donau verbracht«. Das ist ein Anhaltspunkt, aber nicht mehr. »Ebenso bescheiden wie dieses Gasthausgärtchen dürfte wahrscheinlich auch Wagners Wohnung gewesen sein.« Jedenfalls hat er ein Privatlogis bezogen. »Obwohl schon königlich sächsischer Hofkapellmeister, obwohl schon als Komponist des 'Rienzi', des 'Holländer' und des 'Tannhäuser' bekannt, mag er auch im Jahre 1848 in keinem Hotel, sondern vielmehr wieder privat gewohnt haben.« Das ist einleuchtend. Aber wo hat er gewohnt? Das ist leider nicht festzustellen«. Nun, ein bekannter musikhistorischer Forscher braucht keinen andern Befähigungsnachweis beizubringen, als staubige Finger. Aber als ein »den Aktenstaub bereits abgestreifter« Gelehrter erfährt er zu seiner Überraschung, daß man Wagners Wohnhaus aus dem Jahre 1848 inzwischen bereits entdeckt hat. Ein unerbittlicher Wagnerianer ging nämlich in eine Buchhandlung, die auf dem Wege von der Gelehrtenstube zum Archiv der Polizeidirektion liegt, ließ sich das Buch »Richard Wagner an Minna Wagner« (Zweite Auflage, Berlin 1908, Schuster & Löffler) geben und fand auf Seite 50 einen »Brief vom 15. July 1848«, in dem es heißt:

» ... will ich sogleich meine hiesige Wohnung noch aufschreiben:  
*Goldschmiedgasse* Nr. 594, 1. Stock.«

Da die Adresse gesperrt gedruckt ist, konnte der Leser sie nicht übersehen. Er hat sie mir sofort mitgeteilt. Aber er ist bescheiden und legt nicht Wert darauf, in die Musikgeschichte zu kommen, wiewohl er manches wissenswerte Neue zum Kapitel des wiederholten Aufenthaltes Wagners in Wien beigebracht hat.

»Mit Gustav Schönaich ist eine Reihe wundervoller Erinnerungen an den Meister ins Grab gesunken. Er war leider nie dazu zu haben, seine Erlebnisse mit Wagner aufzuschreiben.« So meint unser Gelehrter. Er wird mir dafür Dank wissen, daß ich auch in diesem Punkt die Ergebnisse seiner Forschung ergänze. Ein einziges Mal war Schönaich dazu zu haben. Für die Nr. 6 der 'Fackel' (Ende Mai 1899) stellte er mir eine Erinnerung zur Verfügung <sup>1</sup>, an eine Begebenheit, welche die Wiener Musikforscher nie aufgegriffen haben und die Wagner selbst in seinen Schriften beiläufig erwähnt. Es handelt sich zwar nur um ein Diktum, aber als »einer, der es mit eigenen Ohren gehört« hatte, gab Gustav Schönaich in der 'Fackel' den folgenden Situationsbericht:

Im November 1875 war Richard Wagner über Aufforderung des damaligen Direktors der Hofoper Franz Jauner nach Wien gekommen, um eine seinen dichterisch—musikalischen Absichten möglichst treue Aufführung des »Tannhäuser« zu veranstalten. Es war eine glückliche Idee Jauners, der dem Schöpfer des musikalischen Dramas Gelegenheit geben wollte, zu zeigen, welcher gewaltige Unterschied zwischen der von ihm ins Leben gerufenen und einer mit den Mitteln der geeichten Bühnenroutine herausgebrachten Aufführung sich ergebe. Dies gelang denn auch so vollständig, daß selbst Eduard Hanslick, trotz seiner durch persönliche Motive gesteigerten bourgeoisen Wagnerfremdheit, sich bemüßigt sah, die Vorstellung unbedingt zu loben. Am Schlusse der Aufführung unter beispiellosem Jubel vor die Rampe gerufen, sprach Wagner einige Worte an das Publikum, in denen er jener berühmten Lohengrin—Vorstellung im Mai 1861 gedachte, welche dem Wiener Publikum Anlaß geboten, dem anwesenden Komponisten in so warmer Art seine vorbehaltlosen Sympathien kundzugeben. »Es scheint«, fuhr er fort, »sich heute etwas Ähnliches wiederholen zu wollen, da ich den Versuch mache, soweit die vorhandenen Kräfte reichen, meine Werke ihnen noch deutlicher zu machen. Haben Sie herzlichen Dank für ihre Ermunterung!« Das seither zum geflügelten Wort gewordene »Soweit die vorhandenen Kräfte reichen« fiel zunächst nicht auf und wurde von den Wellen der Begeisterung verschlungen. Einige Stunden später von Reportern bemängelt und gedeutet, den mitwirkenden Künstlern in verhetzendem Sinne in Erinnerung gebracht, erzeugte es Mißstimmung im Personal, welches beschloß, durch Hans Richter von Wagner Aufklärung über die Bedeutung des Wortes zu verlangen. Um die Sache wieder zu ebnen, wandte sich Direktor Jauner sogleich an Wagner, der ihn bat, das Personal in die Oper einzuladen, wo er als Künstler zu Künstlern bald eine Verständigung herbeiführen werde. Direktor Jauner lud nun die Mitwirkenden ein, sich am Vormittag des andern Tages im Regiezimmer der Hofoper einzufinden. Hier hielt Richard Wagner eine Ansprache, die in dem für uns interessanten Teile folgende Worte enthielt: »Niemals konnte es mir in den Sinn kommen, die vorzüglichen Künstler, die zum Gelingen meines Werkes beitrugen, herabzusetzen. Ich habe diese Gesinnung heute in einem Schreiben niedergelegt, welches ich an die Adresse des Herrn Direktors Jauner gerichtet habe. Sie mögen es immerhin den Zeitungen übergeben. Aber — wenn Sie auf der Veröffentlichung bestehen, so stelle ich meine Tätigkeit ein, da ein solcher Wunsch von Ihrer Seite nur eine Fortdauer des Mißtrau-

ens gegen meine Person bedeuten könnte. Ich selbst kann mit den Zeitungen nicht in Verbindung treten, denn — *ich verachte die Presse*« ... Herrn Direktor Jauner trat bei diesen Worten der Schweiß auf die Stirne. Er stellte sich an die Tür und nahm jedem Abgehenden das Wort ab, daß er über die Äußerung Wagners unverbrüchliches Stillschweigen bewahren werde. Die Folge davon war, daß Wagners Rede ziemlich wortgetreu in sämtlichen Abendblättern zu lesen war. Nur der Schluß erschien, wie auf ein gegebenes Notsignal, in allen Blättern dahin geändert, daß Wagner statt der Worte: »Ich verachte die Presse« die unblutigeren: »Ich hasse die Presse« in den Mund gelegt wurden ... Man wollte von einem Manne, dessen mit jedem Tag wachsende Autorität unliebsam deutlich erkennen ließ, daß er der Presse gegenüber das letzte Wort behalten werde, doch lieber gehaßt, als verachtet sein.

Ich denke, daß die Wagner—Forscher der Presse mir für diesen Beitrag dankbar sein werden. Der unsere, der heute mit so gutem Erfolg auf der Wohnungssuche für Wagner ist, läßt nicht unerwähnt, daß dieser sich bei seinem letzten Aufenthalt in Wien nicht allzu wohl fühlte, und zitiert sogar ein Schreiben aus dem Jahre 1879, das Wagner an Jauner richtete und worin er eine Einladung, wieder nach Wien zu kommen, mit der Bemerkung ablehnte: »Glauben Sie, daß die sechs Wochen im Winter 1875 als angenehme Erinnerungen in meinem Gedächtnisse leben?« Er fürchtet, er würde, wenn er »nur über die Straße gehen oder etwa einem Bettelungen ein Wort sagen würde, im Kot herumgezogen werden«. Damals habe er gewußt, daß er »nie wieder Wien betreten würde«. Unser Musikhistoriker meint, Wagner hätte sich umstimmen lassen, wenn ihn der Tod nicht frühzeitig abberufen hätte. Es ist immerhin tröstlich, sich vorzustellen, daß nicht Wagner, sondern sein Tod die Wiener Musikforschung um einen weiteren Meldzettel betrogen hat, aber die Entscheidung ist eben ungewiß. Die Gründe für die Abneigung, in Wien noch einmal Wohnung zu nehmen, werden in jener Publikation nicht berührt. Darum war es notwendig, sie nachzutragen, und das Bedauern, daß Gustav Schönaich zur Mitteilung seiner Erinnerungen nicht zu haben war, wenigstens in einem markanten Fall als unbegründet zu erweisen. Wagner selbst hat in einem Aufsatz »Wollen wir hoffen?« (Gesammelte Schriften und Dichtungen, Band X, S. 132 ff.) jenen Vorfall berührt, den Schönaich vor zehn Jahren in der 'Fackel' genau aufgezeichnet hat. »So etwas wie Haß«, schließt Wagner, »vertragen sie sehr gern, denn 'natürlich kann nur der die Presse hassen, welcher die Wahrheit fürchtet!' — Aber auch solche geschickte Fälschungen sollten uns nicht davon abhalten, *ohne Haß bei unserer Verachtung zu bleiben: mir wenigstens bekommt dies ganz erträglich.*« Was sagt die Wagner—Forschung dazu? Er bezeichnet in jenem Aufsatz die Erfindung der Buchdruckerkunst als ein deutsches Unglück, er glaubt in der Zeitungslektüre »das ärgste Gift für unsere geistigen sozialen Zustände erkennen zu müssen«, »diese Herren Zeitungsschreiber«, sagt er, »leben von unserer Furcht vor ihnen«, und er nennt sie »die Einzigen, welche in Deutschland, ohne ein Examen bestanden zu haben, angestellt werden«. Und er denkt dabei nicht einmal an eine Prüfung aus der Harmonielehre, zu welcher kürzlich ein bekannter musikhistorischer Forscher vergebens herausgefordert wurde.

\* \* \*

An Alexander Girardi in Graz, wo er die Feier seiner vierzigjährigen Schauspieler Tätigkeit beging:

Die Erinnerung an ihre Gestaltungen ist der stärkste Eindruck, den das Wiener Theaterleben gegenwärtig bietet. Dieser Erinnerung könnte man mit Recht zum Vorwurf machen, daß sie nichts neben sich aufkommen läßt. Ich fürchte, daß sich darüber noch spätere Generationen von Komikern zu beklagen haben werden.

\* \* \*

### *Ansichtssachen*

»Fräulein Else Wohlgemuth ... ist in ihrem ganzen, ein wenig spröden Wesen, dem noch die tiefere Beseeltheit fehlt, mehr die kriegerische als die liebende Johanna. Sie hat, wenn sie ihre Fahne schwingt und zum Streite ruft, einen warmen, hellen Ton ... «	»Gestern konnte man Fräulein Wohlgemuth auch noch als Jungfrau von Orleans sehen ... Jetzt klingen alle offenen Laute dumpf, sie sind wie erloschen, statt hell ... Doch wird sie wahrscheinlich immer sentimentale Mädchen besser spielen als heroische.«
--	--

\* \* \*

Der Feuilletonist alten Stils arbeitete mit den Klischees der Rhetorik, der neue arbeitet mit den Klischees der Plastik. Seit einigen Jahren ist eine »Beobachtung« in Gebrauch, die immer wieder ihre Dienste tut, so oft das Berliner Lessingtheater bei uns Ibsenstücke spielt. Von den Ibsenfiguren heißt es, daß »diese Menschen in ihr Schicksal eingeschlossen sind, wie in einem Kerker«. Ich setze diese Wendung hierher, damit ich sie beim nächstjährigen Gastspiel des Berliner Lessingtheaters nicht mehr finde oder damit man sich bei Gelegenheit erinnere, daß ich alles rechtzeitig vorausgesagt habe. Meine Schuld wird es nicht sein

\* \* \*

Herr Harden war also in Wien und die Absicht, die er dem Berliner Korrespondenten der 'Neuen Freien Presse' anvertraut hatte, nämlich »das Selbstgefühl in Österreich und Deutschland zu stärken«, ist ihm vollauf gelungen. Ein »überaus zahlreiches Publikum« hatte sich nach der Versicherung der liberalen Presse zu seinem Vortrag eingefunden. Sie hatte offenbar befürchtet, daß der große Musikvereinssaal, der dreitausend Menschen faßt, an diesem Abend nur dreihundert sehen werde, und war überrascht, sechshundert zu zählen. Dreihundert hatten nämlich Entree gezahlt — genug, um die Wiener journalistischen Freunde des Herrn Harden zu verblüffen, und doch wieder nicht genug, um den Konzertagenten, der Herrn Harden für Kaiser & Reich zu den günstigsten Bedingungen reisen läßt, zufriedenzustellen. Herr Harden, der ein gewandter Redner ist, verstand es, den anwesenden Lesern und Redakteuren der 'Neuen Freien Presse' einen Leitartikel über das deutsch—österreichische Bündnis so vorzutragen, daß er wie eine Novität wirkte, und das Selbstgefühl jener Leute zu stärken, die sonst nur an den Veranstaltungen des Concordiaclubs <sup>1</sup> Interesse haben. Allgemein wurde es als unkollegial empfunden, daß die Wiener Schauspieler der Veranstaltung fern-

1 Er schreibt das Wort »Konkordia« gemäß der damals neuen Rechtschreibung. Eigennamen unterliegen aber nicht den Regeln derselben.

blieben, und man bedauerte, daß die Concordia es diesmal aus einer schlecht angebrachten Noblesse unterlassen hatte, von ihren Machtmitteln Gebrauch zu machen. Der Vortrag brachte die wichtigsten Aufklärungen über den Unterschied zwischen österreichischem und norddeutschem Wesen. »Bei Ihnen im Süden ist alles weich«, sagte Redner, graziös, liebenswürdig, fast möchte man sagen, musikalisch. Bei uns im Norden — alles was sich an gewisser Härte, Schroffheit, Zucht, Disziplin und doch auch ungemeiner Tüchtigkeit zeigt, das hat sich in den Staategebilden unsres Nordens verkörpert«. An der Klarheit und Unwiderleglichkeit der rednerischen Argumente wurden auch die wenigen Zwischenrufe zuschanden, durch welche die böse Absicht einiger Störenfriede den Vortragenden zu verwirren suchte. Man bemerkte u. a. einen Konzeptspraktikanten des Auswärtigen Amtes. Die innere Politik war durch Herrn Hofrat Kuranda vertreten.

\*

Das 'Deutsche Volksblatt' bringt in seinem Bericht über den Harden—Vortrag einige Wendungen, die mir bekannt vorkommen, wiewohl sie der Berichterstatter nicht eigens in Anführungszeichen setzt. Gewiß darf man angesichts der Verbindung des Herrn Harden mit der Wiener Presse davon sprechen, daß »Hardens Isoliertheit vor der österreichischen Grenze Halt gemacht« hat. Richtig ist auch, daß die Intimität, die den Mann mit Bismarck verbindet, mit der Entfernung von dessen Sterbetag immer größer wird«. Und keinem Zweifel unterliegt es, daß man vor der publizistischen Erscheinung des Herrn Harden von einem »Mißverhältnis zwischen einem Schmockgehirn und einer Königsgebärde« sprechen kann. Wenn ein Druckfehler aus dem Mißverhältnis ein Machtverhältnis macht, so ist das nur erfreulich, weil sich das 'Deutsche Volksblatt' damit auf seine Originalität berufen kann. Die Druckfehler sind sein geistiges Eigentum, und ich bin anständig genug, sie mit Quellenangabe zu zitieren.

\* \* \*

» ... Bei der Revision fand man in einem Vorraume zum Stalle, in dem sich auch eine offene Mistgrube befand, zehn leere Krautfässer. In der Vorratskammer fanden sich drei paar Würstel, ein Knödel und ein Brotlaib von Ratten angenagt. Im Eishause entdeckte man noch zwölf offene Schachteln mit Sardinen, deren oberste Schichte von starkem Schimmel verunreinigt war. Ein Kranz Zervelatwürste zeigte ebenfalls Schimmelbildung und fühlte sich schlüpfrig an. Das Gutachten der Lebensmitteluntersuchungsanstalt besagt, daß sämtliche Proben ekeleregend sind, zum Teile stark beschmutzt, zum Teile von Nagetieren angefressen ... Der Magistratssekretär L. hatte ausgesagt, daß sich der Geschäftsführer (des Restaurants »Schweizerhaus«) bei der Revision gewissermaßen damit entschuldigt hatte, daß die verunreinigten Waren 'bloß für das Personal' bestimmt seien. Die Köchin Frau S. gab an, daß in der Vorratskammer riesig viel Ratten und Mäuse vorkamen. Einmal sei ihr eine Ratte sogar auf die Brust gesprungen. Daß öfter Speisen angenagt waren, war allen bekannt, auch, daß solche Speisen öfter verkocht wurden. Von dem durch das Getier angefressenen Brote wurde lediglich der oberste Rand weggeputzt und daraus Brotsuppe gemacht. Verdorbenes Fleisch wurde längere Zeit in hypermangansaurem Kali gebeizt. Der Bezirksarzt Dr. S. sagte aus, daß die vorgefundenen Würste schlitzig und an-

gefressen waren. Auf den Sardinien lag ein ganzer Rasen von Pilzen ... Der Appellgerichtshof fand nach durchgeführtem Beweisverfahren sämtliche Angeklagte schuldig und verurteilte Johann G. zu dreißig Kronen, Wenzel B. zu fünfzig Kronen und Marie Sch. zu zehn Kronen Geldstrafe.«

Das Ganze heißt: »Zustände in einem Praterwirtshaus«. Wenn das am grünen Holze geschieht ..., könnte man sagen. Aber es geht doch nichts über das weltberühmte Wiener Papperl. Wenn eine Köchin nicht hin und wieder die Anzeige erstattete, würden wir ewig daran glauben. Und selbst dann stellt noch das Bezirksgericht durch einen Freispruch des Wirtes, des Geschäftsführers und der Wirtschaftlerin das Renommee wieder her. Aber das Landesgericht hat ein Einsehen und taxierte den Ruf der Wiener Küche auf 90 Kronen. Wenn ein Gast den Wirt einen Schweinkerl genannt hätte, hätte er Arrest bekommen. Desgleichen der Pikkolo, wenn er der Wirtschaftlerin eine schimmelige Zervelatwurst an den Kopf geworfen hätte. Und wenn gar der Köchin statt einer Ratte der Geschäftsführer an den Busen gesprungen wäre, so hätte die Moral der Gerechtigkeit sich gar nicht genug tun können. In Wiener Wirtshäusern gibt es eine Entschädigung für Lebensmittelverfälschung: das zuverlässige Gesicht des Gastwirtes, das sich in einem unvorhergesehenen Momente über unsern Tisch beugt, oder der echte Gemütston des Speisenträgers. Stunde die Wahrheit auf der Menükarte geschrieben, unverdrossen würde trotzdem die Frage an uns gerichtet werden: »Schon bestellt, bitte?« »Bedaure, kann nicht mehr dienen!« heißt es, wenn die Ratten nichts übrig gelassen haben, und wenn man sich schließlich für Sardinien entscheiden muß, bringt der Kellner Pilze. Zur Rede gestellt, erklärt der Chef, es sei ein Versehen, das verdorbene Essen sei für das Personal reserviert. Zur Nervenfolter tritt also die Gefahr für den Magen, von dem es bisher für ausgemacht galt, daß ihm nix geschehen könne. Ein Einzelfall! sagt der Größenwahn des Wiener Wanstes, der immer stolz darauf ist, zu wissen, wovon er fett wird, und jedes Ratzenstadl als den Hort individueller Echtheit verehrt. Aber es ist interessant, daß der Einzelfall ein beliebtes Praterwirtshaus betrifft, und daß unter den Surrogaten der Berliner Küche, auf die jeder Rindfleischpatriot mit Verachtung heruntersieht, der Mäusedreck unbekannt ist. Man muß nicht Gourmand sein, um Goethes »Laßt den Wienern ihren Prater!« fortan zu seinem Wahlspruch zu machen.

\*

Schon zu trinken befohlen? Nein, nicht hier! Geh'n ma, Freunderl, auf a Weinderl, vor die Stadt hinaus:

»In Mistelbach waren zahlreiche Personen unter den Symptomen schwerer Bleivergiftung erkrankt. Die Erhebungen ergaben, daß alle Erkrankten, von denen elf schwere und dreizehn leichte Vergiftungserscheinungen zeigten, im Gasthause des M. verkehrt und dort Wein getrunken hatten. Der Heurige des Gasthauses wies große Bleimengen auf ... Der Tod des F. ist zwar nicht mit völliger Gewißheit, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf diese Bleivergiftung zurückzuführen ... Der angeklagte Wirt wurde freigesprochen, weil die Gerichtsärzte erklärten, daß er geistig nicht zurechnungsfähig<sup>1</sup> sei ... «

---

1 Also von **HIER** hat es unsere Lügenpresse, wenn wieder mal ein Mohammedaner den Dschihad praktiziert, indem er unter »Allahu akbar«—Rufen mit seinem Auto in eine Menschenmenge fährt. (Graz 25.06.2015) Dabei sind Moslems doch generell nicht zurechnungsfähig!

Wie sagt doch der Dichter? »Es wird ein Wein sein und mir wer'n nimmer sein!« Eben wegen des Weines!

\* \* \*

Aus dem Schmalztopf der Beredsamkeit oder: Wie es kam, daß ein Advokat trotz erwiesener Defraudationen und Wechselfälschungen von den Geschwornen freigesprochen wurde.

»Verteidiger Regierungsrat Dr. Heinrich Steger führt aus: Dem Wanderer gleich, der im Frühnebel die Bergesspitzen zu erklimmen trachtet, Wiesen und Wälder durchschreitet, schroffe Felsenhöhen überwindet und endlich auf den Gipfel hinaufkommt, wo die Strahlen der Sonne das Gewölk zerstreuen, diesem Wanderer gleich sind auch Sie, meine Herren Mitbürger, durch alle Wirrnis, alles Gestrüpp des Beweisverfahrens endlich auf den Punkt gelangt, der einen Überblick über den ganzen Straffall gestattet. Es kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß jeder Punkt in diesem Falle geklärt wurde. Wie auf der Bergesspitze die leuchtenden Strahlen der Sonne das Gewölk zerstreuen, so haben die Strahlen der Wahrheit in diesem Falle alles aufgeklärt, was aufgeklärt werden mußte, bevor die Richter ihr Urteil fällen. Auf diesem Punkte angelangt, in diesem ernstesten Augenblicke gibt es nur einen Ausruf, und der lautet: *Ein solcher Fall war noch nicht da!*

... Von Situation zu Situation jagend, sah er die rettende Küste vor sich, und als sie verschwand, brach er zusammen. Ich berufe mich, um auf das rein subjektive Moment überzugehen, hauptsächlich auf das psychiatrische Gutachten. Ich bitte Sie, sehen Sie es an, wenn Sie sich zurückziehen, lesen Sie es, lassen Sie es auf ihre Einsicht wirken, und Sie werden den Schluß ziehen: *Der Mann ist nicht normal!*

... Der Redner bekämpft auch noch den Tatbestand der verschuldeten Krida. Nach zwei Tagen werde Pflingsten, das herrliche Fest, gekommen sein, wo die Hecken grünen und blühen. 'Wohl dem', sagt Redner, 'der nach des Tages Arbeit den Mühen des Alltags entflohen ist und in den schönen Feiertagen, die da kommen, hinausziehen kann über Wiesen und Wälder, in die freie Natur, um neue Kräfte zu neuem Ringen und neuer Tat zu gewinnen, den Berggipfeln zu, wo die Strahlen der Sonne das Gewölk zerstreuen, wohl dem!' Er zitiert die Verse aus Schillers 'Spaziergang': 'Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel! Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!' *mit einigen folgenden Strophen.*«

Wahrscheinlich bis zu der Stelle: » ... Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.« Oder vielleicht bis zu dem Vers: »Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab«. Oder bis zu »jenen Linien, die des Landmanns Eigentum scheiden«, zu der »freundlichen Schrift des Gesetzes«, die den freien Advokaten warnen wird, wenn er in die Natur hinauskommt, um neue Kräfte zu neuer Tat nach § 157 zu gewinnen. Ja, man versteht endlich, wozu Schiller gelebt hat! Wie sagt er doch in eben jenem »Spaziergang«?

Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,  
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.



